Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 6. März 1932.

Der Geist im Hardtwald.

Eine wahre Begebenheit. / Von Fritz Strauß.

Menschenleer und ganz in Einsamkeit gehüllt lag der große Truppenübungsplatz. Das einzige Lebewesen in dieser Verlorenheit war Jakob, ein alter Schäfer, dessen Herde tagsüber auf den Wiesen weidete. Den langen, dunkelbraunen Mantel um die Schulter, leicht vornübergebeugt gegen seinen Stock gestützt, tagte er oft stundenlang auf einer Anhöhe, einer Statue gleich, und sinnierte vor sich hin. Niemand wußte so recht, woher er stammte. Er war ein Einsiedler, schweigsam, verschlossen und menschenscheu. Jedes Jahr, wenn die letzten Truppen abmarschiert, stellte er sich ein und blieb, bis die Weidezeit vorüber war. Dann zog er fort, ohne Angabe des neuen Ziels.

An einem stillen Tag im Herbst ist es gewesen, als sich diese seltsame Geschichte ereignete. Die ersten Schatten der Dämmerung wehten über das Land hin, nur dort, wo hinter goldlodernden Feldern die Sonne gesunken, stand noch ein heller Schein am Himmel. Jakob hatte seine Schafe in den Pferch getrieben und sich in seinen Karren gelegt. Er liebte diese beschauliche Stunde, in der sich Tag und Nacht zögernd zueinander tasteten und blinzelte, wie immer, in die kleine Flamme des Spirituskochers, auf dem er sich den Kaffee zu wärmen pflegte. Aber merkwürdig, er konnte die Brücke nicht schlagen, die sein Inneres mit der Traumseligkeit seiner Umgebung verband. Eine sonderbare Unruhe bemächtigte sich seiner, ein unerklärliches Gefühl prickelnder Erregung, unter dessen Wirkung sich der Kreislauf seines Blutes zu beschleunigen schien und jenes Unbehagen bei ihm auslöste, das der Aufenthalt in überheizten Räumen mitunter im Gefolge hat. Schon streckte er die Hand, das winzige Schiebefenster seines Karrens zu öffnen, aber die Bewegung erstarb auf halbem Wege — mit einem Ruck schnellte er sich empor und lauschte gespannt. Von einem leisen Beben erschüttert, zitterte sein Wagen und aus den Tiefen der Erde stieg ein dumpfes Rollen. Im gleichen Augenblick drang das laute Winseln seines Hundes an Jakobs Ohr. Er riß die Türe auf und sprang mit einem Satz ins Freie.

Der Glanz des Himmels war erloschen. Abendliche Schatten folgten dem fernen Zug der Wälder, dem Geläuf der Wiesen, hingen in den Bodensenkungen wie blasse Nebel und tauchten die Landschaft in totes Grau. Eine Farbe nur gab es: Das Rot der Ebereschen-Beeren. Ihre brennende Glut durchglomm die Wesenlosigkeit der grauen Stunde und es war, als leuchteten Rubinen im Schleier der Dämmerung auf. Der alte Schäfer streichelte mechanisch den Hund, indes er prüfend seine Augen in die Runde gehen ließ. Nichts — weit und breit nichts! Kein Laut, kein Ton und der Boden, darauf er stand, ohne Regung wie ein Fels. Einerlei, hier bereiteten sich geheimnisvolle Dinge vor. Die Herbstabende in diesem hochgelegenen Strich waren schon empfindlich kühl, aber heute lag eine Schwüle in der Luft, eine fiebernde Spannung als hielte die Natur selbst den Atem an, in banger Erwartung irgend eines Unheiles. — Da! — Unter Jakobs Fingern sträubten sich die Haare seines Hundes, zum Knäuel geballt, drängten sich die Schafe furchtsam blökend in eine Ecke des Pferches. In leise schwingenden Vibrationen zitterte der Boden deutlich und lange. — Der Geist vom Hardtwald! schoß es dem Schäfer durch den Kopf. Er hatte es ja schon lange geahnt, daß es eine eigene Bewandtnis haben müßte mit der Ruine an seinem Rande und gerade in den letzten Tagen geschah manches, für das er keine Erklärung fand. Die Leute behaupteten zwar, die Ruine sei weiter nichts als ein alter, verfallener harmloser Kalkofen, aber die Leute reden viel, wenn der Tag lang ist. Jakob heftete seinen Blick auf das Mauerwerk, das fahl aus reglosem Dämmer sich hob und während er schaute, flackerte ein Irrlicht hoch, taumelte lockend: folge mir! und verflüchtete sich in der Finsternis des Waldes.

Nun gab es für den Alten keinen Zweifel mehr. Er schlug dreimal das Kreuz und machte sich eilig auf den Weg nach Hardthöhe.

Es war dies außer dem Barackenlager die einzige Ansiedelung am ganzen Platz. Im Sommer hauste dort ein großes Scheibenkommando, jetzt teilten nur zwei Wachmannschaften mit den Pächtersleuten das einsame Haus. Ein mäßiger Fußgänger legte die Strecke vom Schäferkarren bis zu ihm in etwa 8 Minuten zurück. Jakob benötigte wenig mehr als die Hälfte dieser Zeit. Er traf die Haustüre verschlossen an, brummte ein verständnisinniges „Aha!" und klopfte am Stubenfenster der beiden Soldaten. Blitzschnell wurde es aufgerissen, zwei Gesichter erschienen im Rahmen und der Gefreite Hornung fragte: „Der Schäfer! — Ja, was ist denn heute los?"

„Was los ist? Habt ihr denn gar nichts gemerkt?"

„Nicht, daß ich wüßte. Was sollen wir denn gemerkt haben?"

„Daß der Boden gezittert hat."

„Ach so. Ja, das haben wir natürlich gespürt. Bist du etwa gar deswegen hergelaufen, um uns das mitzuteilen, Jakob?"

„Jawohl, deshalb bin ich hergekommen, und ich will euch jetzt gleich was anderes sagen. Beim Kalkofen drüben geht es um. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen."

Hornung beguckte sich den Schäfer flüchtig von der Seite und lachte schallend. Jakob zuckte die Achseln: „Lach nur, so lange du noch Zeit hast. Es wird dir früh genug von selber vergehen, dein Lachen."

Der Gefreite Munz pflichtete dem Schäfer bei. Er stammte aus der Gegend und die Geschichten, die man sich vom Geist im Hardtwald erzählte, waren ihm nicht fremd. Daraufhin schlug Hornung vor, dem Geist zu Leibe zu rücken. Da er auf keinen Widerstand stieß, nahm er kurzerhand sein Gewehr, drückte einen Rahmen mit fünf scharfen Patronen ins Magazin und schritt zur Türe hinaus. Der Schäfer hatte im stillen gehofft, Munz würde sich weigern, an diesem vermessenen Beginnen mitzutun, während Munz, der sich vor dem Kameraden keine Blöße geben wollte, auf Jakobs Unterstützung rechnete. Nun sie sich in ihren gegenseitigen Hoffnungen schmählich getäuscht sahen, stapften sie wohl oder übel, wenn auch reichlich beklommenen Herzens hinter dem unternehmungslustigen Hornung her. Nach wenigen Minuten hatten sie das gefährliche Gelände erreicht und stellten sich etwa hundert Meter vom Kalkofen entfernt in einer Wiese auf.

Sternenlos und schwarz, gleich einem Abgrund gähnte der Himmel. Eine seltsam verschleierte Dunkelheit wogte darunter in der Luft, wie warmer Dampf, in dem alle Dinge zur farblosen Masse verschwammen. Einzig der Rand des Hardtwaldes zog sich durch die spukhafte Unwirklichkeit dieser nächtlichen Stimmung, ein Streifen dunklen Samts. In seiner Mitte, ein silbrig matter Hauch: das verfallene Gemäuer des Kalkofens.

Wie versteinert standen die Drei und horchten in die Sterbesstille hinein. Aber sie hörten nur das Pochen ihres Herzens und das Rauschen ihres Blutes. Für Hornung, der nach wie vor einen klaren Kopf behielt und seinen eisernen Gleichmut bewahrte, bedeutet dies vergebliche Warten eine zu harte Geduldsprobe und er zupfte den Schäfer am Ärmel: „Na, Jakob, wo ist denn dein . . ." der Rest des Satzes erstickte ihm in der Kehle. Eine Flammenzunge zuckte zähnlings vor ihm auf, hing einen Atemzug lang reglos im Nichts, das sie geboren und erlosch gedankenschnell, als wäre sie nie gewesen.

Da griff der Gefreite nach dem Gewehr, das noch am Riemen über seiner Schulter hing und wollte näher an das Gemäuer heran, hinter dem sich die Erscheinung gezeigt. Aber der Schäfer packte ihn am Arm: „Um Gottes willen Hornung, bleibt! Das war ein Irrlicht. Du bist verloren, wenn du ihm folgst."

„Es ist ja schon wieder fort."

Dann kommt ein anderes. Glaub mirs!"

Und gleichsam zur Bestätigung züngelte es auch schon hoch, genau wie das erste. Ein drittes folgte — ein viertes.

„Laß mich los!" schrie Hornung, „ich muß wissen was das ist."

„Bleib, wenn dir dein Leben lieb ist!" flehte Jakob und krampfte die Hand noch fester um den Arm des anderen. Und Hornung blieb. Aber nicht, weil ihn der Schäfer gebeten. Ein neues Geschehnis lähmte ihm die Kraft des Entschlusses. Wie unter dem Widerschein eines plötzlich im Innern der Ruine ausgebrochenen Brandes fing die Luft darüber zu glühen an. Erst in zartem Rosa, dann in hellem Flammenrot und schließlich dunkel, wie Mohn auf den Feldern Südungarns. Mit einem Male brodelte es aus dem halbzerfallenen Kamin des Kalkofens wie flüssige Lava, quoll über den gezackten Rand der Steine, stieg empor, ballte sich zusammen, hing frei und schwebte langsam, eine große feurige Kugel auf die drei Leute zu. Von Entsetzen gelähmt, starrten sie entgeistert auf das lodernde Verhängnis, das sich unaufhaltsam näherte. Noch hielt es seine ursprüngliche Höhe, wohl an die sechs, sieben Meter über dem Boden, aber wenn es sich senkte . . . . . Im Todesschrecken brüllte der Schäfer: „Fort! — Fort!"

Aber die Mahnung kam zu spät. Keine Flucht konnte sie mehr retten, weil es keine mehr gab. Ihre Körper fieberten als wäre ein Feuerstrom hindurchgegangen und ihre Beine versagten den Dienst. Mochten sie mit angstverzerrten Gesichtern noch so viel reißen und zerren — wie angeschmiedet klebten sie an dem Fleck, die Erde hielt sie fest, erbarmungslos.

Der Gefreite Hornung war ein tapferer Soldat und wagte das Letzte das ihm zu wagen noch übrig blieb.

„Achtung, ich schieße jetzt!"

„Bist du wahnsinnig geworden?" keuchten zwei Stimmen entgegen.

Er achtete nicht mehr darauf und hob sein Gewehr. Ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft, senkrecht schoß ein Feuerstrahl in die Höhe und wie von einem unsichtbaren Blitz getroffen wurde Hornung krachend zu Boden geschleudert. Seine Hände umkrampften den Kolben des Gewehres. Der Lauf war in tausend Stücke zerrissen.

Die beiden anderen standen wie betäubt. Erst allmählich kam es ihnen zum Bewußtsein, daß sie die Feuerkugel über sich hinweg schweben und im Boden versinken sahen. Dann beugten sie sich über Hornung.

Der hatte sich von dem etwas heftigen Sturz erholt und stand eben auf. Im übrigen war er völlig unversehrt und verfügte gleich den Kameraden wieder über die Möglichkeit der beliebigen Fortbewegung. — — — — —

Die geschilderte Begebenheit hätte wohl nie das Ohr der Öffentlichkeit erreicht, wäre nicht das Gewehr des Gefreiten gewesen. Ein Militärgewehr ist ärarisches Eigentum, dessen Verlust oder Beschädigung unverzüglich gemeldet werden muß. Auch Hornung erstattete seine Meldung. So wurde der Fall aufgedeckt.

Nach dem Urteil eines Sachverständigen handelte es sich hierbei um den Vorgang der Bildung von Bodenelektrizität und zwar soll der kalkreiche Boden den Eintritt dieses seltenen Phänomens außerordentlich begünstigt haben.

Die Welt der Frau.

Bei der Kimonokönigin von Japan.

Tsuya Okuda, die interessanteste Frau von Nippon.

Von Dr. Erwin Stranik.

Den Namen „Kimonokönigin" verdankt Tsuya Okuda einem Amerikaner, der, als er den großen Betrieb dieser Frau in Japan erstmalig sah, voll Bewunderung ausrief: „Bei uns in den Vereinigten Staaten würde man eine solche Dame zur Königin krönen, — weil wir eine Republik sind!" Aber in Japan schätzt man die geheiligte Majestät des Kaisers viel zu hoch ein, um eine dynastische Rangordnung auch im kommerziellen Betrieben gelten zu lassen. So ist Tsuya Okuda nur außerhalb ihrer Heimatinsel eine Königin, in Nippon selber gilt sie bloß als die tüchtigste Schneiderin, die Frau mit dem besten Geschmack und überdies als ein Wesen von ganz besonderer Intelligenz.

Das, was Tsuya Okuda schuf, ist auch, genauer betrachtet, — tatsächlich grandios. Da trugen seit Hunderten von Jahren die Japaner ihre Kimonos. In allen Farben, aber in stets gleichen Schnitten wurden sie erzeugt, und der Verbrauch war ein äußerst großer, denn der Japaner benötigt jährlich ungefähr fünf Stück dieser Kleidung. Dazu kam noch ein gewisser Export, da der Kimono in abendländischen Städten nicht nur als dekorativer Umhang bei Maskenfesten, sondern auch als kleidsamer Morgenüberwurf von den eleganten Damen bevorzugt zu werden pflegte, — in letzter Zeit sogar auch als apartes Strandkostüm, möglichst buntfarbig und mit großen Blumen bestickt, halblang, zu ebenholzschwarzen Hosen, von denen sich die Grellheit seiner Farben noch besonders stark abhob.

Alle diese Kimonos wurden in Japan von Einzelschneiderinnen erzeugt. Bloß der Export war in gewissem Maße organisiert worden, nicht aber die Herstellung. Da verfiel eines Tages Fräulein Tsuya auf die Idee, auch die Produktion zu „rationalisieren" und sie, wenn möglich, sogar auf „laufendes Band" umzustellen. Sie machte Herrn Okuda, ihrem Bräutigam, von diesen Plänen Mitteilung, der entpuppte sich als smarter Geschäftsmann und verknüpfte die Hochzeit sogleich mit der Gründung eines großzügigen Kimonosalons.

Tsuya Okuda schaffte sich modernste elektrische Schneidmaschinen an, ließ sich die Stoffe in großen Ballen kommen und berechnete die Art, auf welche bei geringstem Stoffverlust möglichst viel Material aus den Ballen herausgeschnitten werden konnte. Was noch an Resten übrig blieb, wurde zur Erzeugung von Ansteckblumen, Überzügen für Polster und derlei Schmuckdingen verwendet. Sobald das Material maschinenmäßig geschnitten war, wurde es den Näherinnen übergeben. Denn nach Tsuya Okudas Anschauung verliert ein Kimono, der auch maschinell genäht wird, an Schmiegsamkeit. Um aber doch durch die Handnaht nicht allzuviel Geld opfern zu müssen, bewarb sie sich um die staatliche Erlaubnis zur Errichtung einer eigenen Schule für Näherinnen, die ausschließlich Kimonoerzeugung lernen. Mädchen, die sich ausbilden wollen, zahlen fünf Yen (ungefähr zehn Mark) monatliches Lehrgeld. Außerdem werden sie im „Kimono-College" auch verpflegt und bequartiert, wofür sie abermals zu zahlen haben und zwar fünfzehn Yen. Sind sie fertig, so können sie als Lehrerinnen für die nach ihnen Eintretenden engagiert werden. Dann werden sie bezahlt und zwar in doppelter Höhe jener Beträge, die sie selber als Lernende auslegen mußten. Wie man sieht, sind die Finanzverhältnisse in diesem Königreich sehr primitive und die Arbeitskraft der einzelnen Mädchen scheint nicht besonders bewertet. Dies sieht aber bloß für den Außenstehenden so aus. In Japan selber findet man die Entlohnung Tsuya Okudas ganz anständig und gegenwärtig lernen bereits Jahr um Jahr mehr als ein halbes Tausend Mädchen bei Tsuya den neuen Kimono-Normalschnitt.

Die Organisation des Außendienstes dieses Kimonobetriebes übernahm Herr Okuda. Er studierte die Wirtschaftslage und die Propagandatätigkeit Europas und Amerikas, scheute auch keine weiten Reisen über See und eroberte so tatsächlich für die Produkte seiner Frau den Weltmarkt. Der Kimono, in allen möglichen Farben und Mustern, aber nur in drei Standard-Typen hergestellt, wird ungefüttert und gefüttert, als Morgenrock, als Hauskleid und als Strandkostüm geliefert. Etwa 500 Millionen Kimonos verlassen jetzt Jahr um Jahr die japanischen Inseln. Sie haben sich unter dem Namen „Happy gown", das glückliche Kleidungsstück, das sich zu allen Gelegenheiten verwenden läßt, wirklich in allen Ländern der Erde eingebürgert. Und die Familie Okuda gehört jetzt zu den reichsten des Orients.

Wenn ich Tsuya Okuda auch die interessanteste Frau des Ostens nannte, so gründet sich diese Bezeichnung natürlich nicht bloß auf ihr Talent als Schneiderin. Um vieles sensationeller ist nämlich noch der Lebenslauf der jungen Dame, die jetzt erst etwas über 30 Jahre zählt und doch schon mehr mitmachte, als die meisten ihrer Schwestern.

Geboren wurde Tsuya als ein ganz armes Mädchen, Tochter eines Fischerehepaares. Nicht einmal zum Reisbrei reichte es in der Familie, die Kleine wurde bei Gerste und gesalzenen Gurken aufgezogen, ein rechtes Aschenbrödel, ganz wie im Märchen. Die Eltern hofften anfänglich, in Tsuya ein kluges Kind von den Göttern beschert bekommen zu haben, sahen sich aber in ihren Erwartungen bald betrogen. Denn Tsuya wollte absolut nichts lernen, — lieber saß sie in irgendeinem Winkel, in ihre Gedanken versponnen. Als sie größer wurde, begann sie in leere Flaschen mit unsäglicher Mühe und Sorgfalt kleine Schiffe einzubauen, später auch Tempelchen und versuchte sogar durch die engen Flaschenhälse Tiere aus Wollstoffen zu schieben, die dann in ihrer Gesamtheit irgendein groteskes Bild darstellten.

Diese Dinge waren das erste, was die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf Tsuya lenkte. Die Eltern zeigten sie her, die Sachen fanden Anklang, wurden bald gerne gekauft und ziemlich gut bezahlt. So konnte Tsuya ihre Eltern unterstützen und deren schweren Lebensunterhalt erleichtern. Aber bei dieser Tätigkeit bleibt sie nicht. Als sie 24 Jahre alt ist, verläßt sie plötzlich das Heim ihrer Angehörigen und wandert aus. Gleich bis nach — Hindostan. Dort zieht sie sich in die Einöde, wo nur ein uralter Einsiedler haust, zurück, schert sich das Haupthaar und läßt sich von dem alten

Weisen in die Geheimnisse des Buddhismus einweihen. Sie dringt bis in die philosophischen Tiefen dieser wunderbaren Lehre, lernt nebenbei aber auch allerlei Fakirkunststücke und kehrt, um dieses Wissen bereichert, wieder in ihre Heimat zurück. Man erwartet, daß sie als fromme Nonne in einen Tempel eintreten werde, doch da geschieht das Wunder mit dem Kimono.

Eines Tages regt sie dieses Kleidungsstück zum Nachdenken an, sie rechnet spaßhalber aus, wieviel solche Kimonos in Japan benötigt werden und kommt zu einer ganz ungeheuren Summe. Unterdessen lernte sie auch Herrn Okuda kennen und nun geschah, was schon oben geschildert wurde: die Kimonoschule wurde mit Hilfe und Unterstützung höherer japanischer Staatsfunktionäre, die Okuda für das Projekt einzunehmen wußte, eröffnet und die fromme Tochter Buddhas etablierte sich als Schneiderin.

Heute gehört der Tsuya-Okuda-Konzern zu den größten Aktiven der japanischen Handelsbilanz. Tsuya Okuda ist im ganzen Lande hochgeehrt und kann mit Stolz und Zufriedenheit auf den bisherigen Erfolg ihrer Leistungen blicken.

Der gute Eindruck.

Kleider brauchen ihre Pflege.

Man sagt, der erste Eindruck, den man von einem Menschen gewinne, sei der maßgebende. Obgleich diese Behauptung sich in manchen Fällen als unrichtig erweisen vermag, so ist doch in den meisten Fällen der rein äußerliche Eindruck ein Spiegel der ganzen übrigen Persönlichkeit. Das gilt in ganz besonderem Maße für die Frau, während bei einer derartigen Beurteilung beim Manne Vorsicht angeraten ist. Hier wird man in vielen Fällen für ein ungepflegtes Aussehen, ganz besonders der Garderobe, die Ehefrau oder die Mutter verantwortlich machen. Man bedauert diesen Mann, das ist alles.

Bei der Frau aber liegt die Sache wesentlich anders. Die Kleidung braucht durchaus nicht immer dem letzten Modejournal zu entsprechen — das vermögen sich heute nicht entfernt alle Frauen zu leisten — aber sie muß einen gepflegten Eindruck machen. Ein gedrücktes, zerknittertes Kleid, ein verbeulter Hut, der die Farbe verlor, weil er ungebürstet und staubig in den Regen kam, ein abgerissener Knopf hier, eine lose gewordene Schleife dort — — dies alles deutet auf Liederlichkeit und ist also tatsächlich ein Abklatsch der Persönlichkeit.

Selbst Männer haben für so etwas ein ungeahnt scharfes Auge. Hu, eine Schlampe, denken sie und kehren sich voll Schrecken ab; schon die Phantasie sagt ihnen, was da in einer Ehe zu erwarten wäre ...

Es gibt in anderen Hauptstädten der Welt, wie in London und New York, Unternehmungen, in denen der äußere Mensch im Handumdrehen eine gründliche Verwandlung erfährt. Der Kunde verschwindet in einer Badekabine. Während der Dauer des Bades wird seine Garderobe entstaubt, aufgebügelt, ausgebessert. Hüte werden aufgedämpft, Schuhe, wenn nicht gleich besohlt, so doch geputzt und mit neuen Bändern versehen. In strahlender Frische und gehobener Laune verläßt man eine Stunde später das Haus. Rasieren, Fristeren, Ondulieren usw. — alles kann hier erledigt werden.

Derartige Zauberanstalten haben wir in Deutschland noch nicht, also muß der größte Teil der umfassenden Kleiderpflege im Hause erfolgen. Das A und O der gepflegten Garderobe besteht darin, jedes Kleid, jeden Mantel, der abgelegt wird, sofort auf einen Kleiderbügel zu hängen. Kleidungsstücke brauchen — genau wie der Mensch — nach Beendigung ihres Arbeitstages Ruhe. Auf dem Bügel erholt sich das Kleid, es „hängt sich aus". Naß gewordene Mäntel usw. werden auf dem Bügel zum Trocknen aufgehängt, hinterher gründlich gebürstet. Gedrückte Kleidungsstücke werden praktischerweise in die mit heißem Wasserdampf erfüllte Badestube getragen. Sie können hier auch noch hängen bleiben, nachdem der heiße Dampf verschwunden ist. Die Feuchtigkeit der Luft trägt dazu bei, Falten und Knisse verschwinden zu lassen und dem Kleidungsstück seine alte Form wiederzugeben.

Hüte sollen nach dem Tragen mit einer weichen Bürste gesäubert und auf einen Hutständer gehangen oder in den Schrank gelegt werden. Niemals hänge man sie kurzerhand an die Flurgarderobe. Besonders wenn der Hut feucht geworden ist, wäre dies das beste Mittel, um den Hut völlig aus der Form zu bringen. Kleine Filzhüte, die vom Regen naß wurden, schüttelt man, daß die Tropfen herunterfallen, tupft große Wassertropfen vorsichtig mit einem weichen Tuch auf. Dann stopft man am besten den Hut mit Papier aus und läßt ihn auf diese Weise trocknen. Anschließend wird er leicht gebürstet und erstrahlt dann in alter Schönheit.

Nichts ist für eine Frau häßlicher als ausgetretene unansehnliche Schuhe. Es sollte uns allen zur Selbstverständlichkeit werden, jeden Schuh, der ausgezogen wurde, sofort auf den Spanner zu bringen. Auf diese Weise wird das Schuhwerk, selbst wenn es schon Jahre lang getragen wurde, immer noch seine ansehnliche Form besitzen. Schuhe, die trocken sind, werden sofort vom Schmutz befreit, andere, die naß geworden sind, müssen auf dem Spanner erst trocknen. Man legt sie zu diesem Zweck auf die Seite, damit auch die Sohlen gut austrocknen. Erst dann wird der Schmutz entfernt und das Leder mit einer guten, — bei empfindlichem Leder farblosen — Creme behandelt. Der Schuh bleibt auf dem Spanner und wird so fortgestellt. Wildlederschuhe müssen mit einer Gummibürste abgebürstet werden, sobald sie trocken geworden sind. Lbg.

Großreinemachen und Gesundheit.

Durchsonnte Möbel sind Filialen der Sonne in der Wohnung. Der Osterputz. — Wie man die Wohnung säubern soll. — Gesunde und ungesunde Arbeit. — Es gibt auch eine Hygiene des Großreinemachens.

Der Frühling und das Osterfest nahen mit Riesenschritten. In diesem Jahr fällt bekanntlich Ostern sehr zeitig, und die Hausfrauen gehen mit Beginn des Monats März daran, die Wohnung nach der langen Winterpause zu überholen. Dies ist nicht nur aus Reinlichkeitsgründen, sondern auch aus Gesundheitsgründen erfreulich, denn trotz der größten Sorgfalt der Hausfrauen und ihrer Gehilfinnen haben sich in versteckten Ecken beträchtliche Mengen von Staub und damit von Bakterien gelagert. Es ist kein Zufall, daß zahlreiche Erkrankungen von Kindern am Ausgang des Winters und bei Beginn des Frühlings festzustellen sind. Die lange Abwesenheit der Sonne hat das Bakteriengezücht unangenehm werden lassen, denn Staub an sich ist nicht immer gefährlich, sobald er nicht Bazillenträger ist. Darum muß man bei dem Großreinemachen in erster Reihe darauf achten, daß nach der langen Winterzeit, wo die Fenster nur vorübergehend zur Lüftung geöffnet wurden, viel Luft und Sonne in die Wohnung kommen. Es schadet garnichts, wenn ein paar Tage die Wohnung ohne Teppiche gelassen wird. Man räume also zuerst die Teppiche fort, die Portieren, Gardinen, Vorhänge und die Plüschmöbel. Wenn man keine Reinigungsmaschine, wie Staubsauger, im Hause hat, dann tut man gut daran, den Staub aus den Sachen möglichst auf dem Hofe oder auf dem Balkon herauszuklopfen. Auch die Plüschmöbel sollen möglichst nicht im Zimmer ausgeklopft werden, denn man weiß nicht, was man aus ihnen herausklopft. Dann werden die Wände abgerieben und vom Staub befreit. Jetzt erst soll man daran gehen, die Fensterbretter und Fußböden zu säubern. Man tue in das Wasser etwas Salmiak, das zwar die unangenehme Eigenschaft hat, peinlich zu riechen, aber andererseits auch die sehr angenehme, Bakterien zu töten. Dann haben wir eine saubere Wohnung, die zugleich gesund ist, denn soweit man es in einem Privathaushalt durchführen kann, sind Bakterien und Krankheitskeime beseitigt. Auch die Möbel können mit derartigem Wasser abgewaschen werden, falls es das Holz zuläßt. Auch der Zusatz von Spiritus empfiehlt sich hier, da viele Holzarten auf diese Weise gut gepflegt werden können. Zugleich hat der Spiritus auch stark desinfizierende Wirkung. Die Polstermöbel, Stoffgardinen und Vorhänge, die man nicht waschen und mit desinfizierenden Stoffen behandeln kann, ohne sie zu beschädigen, setze man der Einwirkung von Licht und Luft aus. Man fürchte nicht, daß die Sonne die Farben auszieht, denn heutzutage sind meist die Stoffe mit lichtechten Farben verarbeitet. Aber auch diejenigen Stoffe, die nicht ganz farbecht sind, werden während der kurzen Zeit der Lüftung und Belichtung nicht leiden. Natürlich darf man dann in diesen Fällen die Möbel nicht zu lange der Sonne aussetzen. Wo es dagegen angängig ist, kann man garnicht genug Licht auf die Stoffgegenstände der Wohnung wirken lassen, denn das Licht ist der beste Gesundheitsbringer. Es tötet nicht nur die Bakterien, sondern es macht, was die meisten Menschen garnicht wissen, die Möbel geradezu zu Gesundheitsbringern, gewissermaßen zu kleinen, privaten Haussonnen. Es wurden auf diesem Gebiete nämlich sehr interessante Experimente im Pasteur-Institut zu Paris gemacht. Man hielt Mäuse in lichtleeren Räumen. Trotzdem die Tiere gut gefüttert wurden, verkümmerten sie langsam, da das Licht fehlte. Nun wurden sie zwar nicht in einen hellen Raum gesetzt, aber in ihren dunklen Raum wurde Stroh gelegt, das vorher sechs Stunden lang der Sonne ausgesetzt war. Und siehe da! Die Mäuschen begannen sich glänzend zu entwickeln, als ob sie selbst dem heilsamen Einfluß der Sonne ausgesetzt gewesen wären. Daraus ist zu erkennen, daß das Mysterium der Lichtstrahlen viel größer ist, als wir ahnen. Sie sind auch dann noch heilwirkend, wenn sie auf Umwegen durch einen Mittler zu den Menschen gelangen. Durchsonnte Betten, Sofas, Sessel und Teppiche sind also nicht nur gereinigt und bakterienfreie Gegenstände, sondern sie sind, was viel mehr wert ist, kleine Filialen der Sonne im Hause. Darum achte man besonders darauf, daß wenigstens während der Zeit des Großreinemachens die Sonne möglichst lange in die offenen Fenster hineinscheint, und wenn die Sonne nicht zu sehen ist, dann wenigstens das Tageslicht, das auch ganz erfreuliche Eigenschaften in bezug auf unsere Gesundheit aufweist. Noch ist es leider nicht so warm, daß man die Fenster während des ganzen Tages offen halten kann. Darum benutze man wenigstens die zahlreichen Stunden des Großreinemachens, um die junge, heilkräftige Sonne oder die frische gesunde Frühlingsluft — denn schon Anfang März hat die Luft hervorragende Eigenschaften des Frühlings — in die Wohnung zu lassen. Das ist die rechte Art des Säuberns!

Modische Neuheiten.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt".



1. Pelerine zum Kleid passend, rückwärts in einer Schleife endend. Die Pelerine kann auch z. B. aus schwarzer glänzender Seide über einem schwarz-weiß gemustertem Seidenkleid getragen werden.
2. Flotter Strohhut mit Federgarnitur und Nasenschleier, dazu Kleid aus grünem Jersey mit Knopfgarnitur und dem neuen Ärmelschnitt.
3. Aparte Kragengarnitur und sämisch lederner Stulpenhandschuhe mit reicher Verzierung, der nicht bei dem neuen Frühjahrskleid fehlen sollte.
4. Pelerine mit Knopfverschluß aus dem gleichen Material wie das einfache Wollkreppkleid in dem modernen blauen Farbton.

Der Jugendfreund.

BEI DEN TEUFELSANBETERN IN MESOPOTAMIEN

Unserem Mitarbeiter E. Klippel ist es gelungen, dem vor allen Fremden ängstlich gehüteten Hauptheiligtum der Teufelsanbeter oder Jeziden, einer mohammedanischen Sekte, einen Besuch abzustatten. D. Red.

Zwei Stunden lang war ich durch ein grünes Tal, zwischen Oleander und Zwergeichen, geritten. Dann tauchte ein altes Bauwerk mit weißem, kegelförmigem Türmchen auf:



Sehr unhöflich und abweisend fragte mich der Türhüter nach meinem Begehr. „Von weither komme ich" erwiderte ich ihm.

mein langersehntes Ziel, das Heiligtum der Teufelsanbeter. Ich band mein Pferd an einen Maulbeerbaum und stieg die ausgetretenen Steinstufen hinauf. Würde ich von den großen Geheimnissen dieses seltsamen Kultes etwas erfahren können?

Über dem Türbogen hafteten Tonklümpchen. Zur Rechten am Mauerwerk bemerkte ich eine bronzene Schlange und andere Zeichen.

Es hielt schwer, den Türhüter herauszutrommeln. Sehr unhöflich und abweisend fragte er mich nach meinem Begehr. Ich erwiderte ihm:

„Von weither komme ich. Ich bin ein Christ und kein Mohammedaner. Ich sehne mich danach, euer Heiligtum zu sehen."

Sein strenges Büßergesicht nahm einen Ausdruck [illegible] Argwohn und Hohn an. Doch was meine Friedensbeteu[illegible]rungen nicht vermochten, brachte ein englisches Pfund zuwe[illegible] das ich ihm in die Hand drückte. Er öffnete. Im stockdunkle[illegible] Raum rauschte das heilige Wasser, das aus dem Brunn[illegible] Semsem, aus Mekka, kommt. Geheimnisvolle Zeichen wa[illegible] in die Wand gemeißelt, über die das kümmerliche Licht [illegible] Ollämpchens huschte, das der Führer trug. Nun begehrte [illegible] die „Schwarze Majestät" zu sehen. Endlich, nach vielem [illegible] und Her, wurde mir mein Wunsch erfüllt. Ein bronzenes [illegible]stell wurde herbeigetragen, das fast wie ein großer Leuc[illegible] aussah. Oben auf bronzenen Kugeln saß ein fußloser Ha[illegible] Malak Taus („Herr Pfauhahn"), die Schwarze Maje[illegible] Alle meine Fragen nach dem Sinn dieses Symbols ließ m[illegible]



Ein bronzenes Gestell wurde herbeigetragen, das fast wie ein Leuchter aussah. Obenauf saß der Satan in Gestalt eines Pfau-Hahns.

Führer aber unbeantwortet. Es mußte mir genügen, [illegible] Götzen der Teufelsanbeter mit eigenen Augen gesehen haben. Im Gespräch mußte ich größte Vorsicht anwenden. Kein Wort durfte ich benutzen, das mit „Sch" beginnt, [illegible] dieser Laut ist heilig, weil der geheime Name ihres G[illegible] mit ihm anfängt, nämlich „Schitän" (Satan). Wer [illegible] ganzen Namen Schitän ausspricht, muß sofort getötet [illegible] den, und wäre er der beste Freund des Hauses.

Rätsel und Spiele.

Kreuzwort-Silbenrätsel.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Truppenschau 2. größte Stadt der Philippinen, 3. Molch, 5. Heilige, 8. Schlingpflanze, 12. alte Goldmünze, 13. roter Farbstoff, 14. weiblicher Vorname, 16. Suppenschüssel, 17. kleines Gotteshaus, 19. üppiges Gastmahl.

Von links nach rechts: 1. Republik in Amerika, 3. Wüste in Afrika, 4. untergegangene assyr. Hauptstadt, 6. Wohnhaus, 7. Geliebte Simsons, 9. französischer Bildhauer, 10. süßer eingetrockneter Pflanzensaft, 11. Fluß in Bolivien, 12. edler Nutzbaum, 13. Halbedelstein, 15. männl. Haustier, 17. Schornstein, 18. Einkommen, 20. Stadt in Italien, 21. sumpfiger Strandsee, 22. Gerbereiprodukt, 23. vorhistorische Erzählung.

Geheimnisvolle Inschrift.



Ketten-Rätsel.

Es ist eine Wortkette von 20 Gliedern zu bilden; die Endsilbe eines Worts ist zugleich der Anfang des nächsten Wortes.

Bedeutung der Wörter: Männername, Theaterstück, Schmuck, Komponist, Saiteninstrument, Götzenbild, Handwerker, Vogel, Wissenschaft, Wohnungsgeld, Stimmlage, Himmelsgegend, Stadt in USA., Untersagung, Stadt im Ruhrgebiet, Form des Wassers, Zimmerteil, junges Rind, geometr. Figur, Dichter.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben

bel — bord — bruch — cho — di — di — diens — drosch — dyll — e — e — ein — er — eur — ew — fal — ge — i — i — i — im — in — jekt — ke — ket — ki — li — li — lo — ne — ni — no — pe — phä — pie — pin — preis — ra — ra — ri — sis — so — stel — steu — sub — tag — te — ter — the — ti — tor — tro — u — vo

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben (ch ist ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten:

1. Mietwagen, 2. ägyptische Gottheit, 3. Verbrecher, 4. Stadt in der Ukraine, 5. italienische Provinz, 6. Geldpreis für große Verdienste, 7. Teil des Satzes, 8. Siegeszeichen, 9. technischer Beruf, 10. rechte Schiffsseite, 11. Heilkunde, 12. Tagschmetterling, 13. Herrschertitel, 14. höfisches Zeremoniell, 15. Gemälde aus dem ländlichen Leben, 16. Stadt in Italien, 17. Wochentag, 18. Fluß in der Dschungarei, 19. Einzelvortrag, 20. berühmter Komponist.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____
20. _____

Füll-Rätsel.

E	r					
	e	r				
		e	r			
			e	r		
				e	r	
					e	r

Holländischer Humanist,
Behörde,
Raubvogel,
Leuchtgegenstand,
Musikveranstaltung,
Luftschiffführer.

Zur Eintragung der gesuchten Wörter verwende man folgende Buchstaben: a, a, b, c, c, e, e, e, e, g, h, i, k, k, l, m, n, n, n, o, p, r, s, s, s, t, t, t, u, x.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Von oben nach unten: 1. Salut, 2. Brust, 3. List, 4. Maar, 6. Unke, 7. Rute, 10. Rappe, 12. Agnes, 16. Atom, 17. Plan, 18. Elend, 19. Berg, 20. Eisel, 21. Rebe. Von links nach rechts: 3. Lama, 5. Ruhr, 8. Alaun, 9. Frau, 11. Skat, 13. Start, 14. Tegel, 15. Kappe, 19. Beere, 22. Tell, 23. Esse, 24. Ähre, 25. Mann, 26. Elle. — **Bilder-Rätsel:** Eine schöne Frau ist schön. Eine tugendhafte Frau ist noch schöner. — **Logogriph:** Riegel, Siegel, Tiegel. — **Silben-Rätsel:** 1. Omptеda, 2. Rigoletto, 3. Blanlett, 4. Trottel. 5. Agraffe, 6. Hochstapler, 7. Tantieme, 8. Apparat, 9. Hacher, 10. Rebell, 11. Eginhardt, 12. Debitor, 13. Imperativ, 14. Erika, 15. Nekrolog, 16. Referat, 17. Einweihung, 18. Westernplatte. Wer Neider hat, hat Brot; wer keine hat, hat Not. — **Skat-Aufgabe:** Der Spieler muß sein Spiel verlieren, wenn Mh. Pik-Bube, Kreuz-7, Pik-Dame, -9, -7, Herz-As, -7, Karo-As, -10, -Dame hat, während im Skat Pik-König u. Herz-10 liegen, er würde aber gewinnen, wenn bei gleichem Skat Mh. anstatt der drei Blatt Pik noch zwei Trümpfe und den Karo-König hätte. Das Spiel ergibt sich aus der Kartenverteilung.

Lustige Ecke.



Erfolglos.

„Nun erzählen Sie mal ganz ausführlich, wie Sie den schweren Tresor aufgebrochen haben."

„Hm, sparen wir uns die Mühe, Herr Kommissar, Sie werden det doch nie lernen."

Ohne Erfolg.

„Lieber Freund, können Sie mir nicht mit zwanzig Mark aushelfen? Ich befinde mich momentan in einer kleinen Verlegenheit!"

„Sie Glücklicher! Ich befinde mich schon lange in einer großen!"

(Politiken).

Ein wenig Rouge.

„Frau Spezinger hat doch auf dem Fest wieder außergewöhnlich jung und blühend ausgesehen!"

„Ja, ja, sie versteht es wirklich, Ihrem Äußeren so einen gewissen Anstrich zu geben . . ."

(Buen Humor).



Kleinbahnbetrieb.

„Wofür habe ich denn eine Fahrkarte erster Klasse bezahlt, wenn nur ein Wagen da ist?"

„Nur immer einsteigen, mein Herr, nachher, wenn es den Berg raufgeht, muß die dritte aussteigen und schieben, die zweite Klasse muß auch aussteigen und daneben hergehen, und Sie können dann sitzen bleiben!"

Beim Arzt.

„Ich erinnere mich nicht mehr an den Namen der Medizin, die Sie mir letzthin verordneten, Herr Doktor, aber sie half so ausgezeichnet!"

„Gegen was war sie denn?"

„Gegen Gedächtnisschwund!"

(Berlingske Tidende).

Umwege.

„Bist Du abergläubisch?"

„Wie kannst Du das denken!"

„Auch nicht bei der Zahl dreizehn?"

„Keine Spur!"

„Dann borge mir doch bitte dreizehn Mark!"

(L'Illustré).

Der Fachmann.

„Sieh mal, Max, ein Photo von meiner Frau, am Sonntag geknipst, wie findest Du es?"

„Ah, vorzüglich, wie ich sehe eine Momentaufnahme!"

„Stimmt, woran merkst Du denn das?"

„Weil ihr Mund geschlossen ist!"

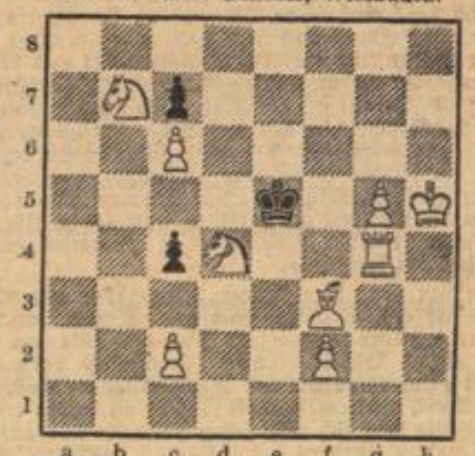
(Schweizer Illustrierte).

Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

4 Partien Wiesbadener Problemdichter.

Nr. 19. **Karl Günther**, Wiesbaden.



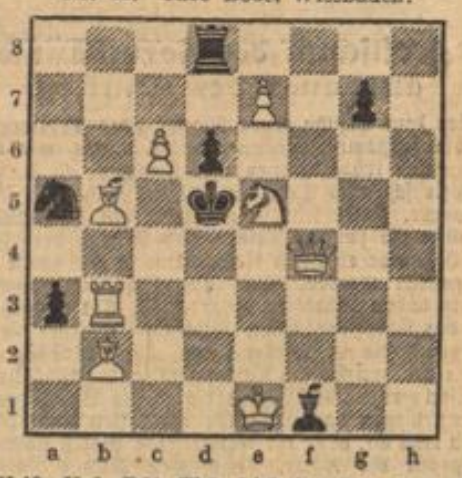
Weiß: Kh5, Tg4, Lf3, Sb7, d4, Bc2, c6, f2, g5,
Schwarz: Ke5, Bc4, c7.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 20. **E. Leber**, Wiesbaden.



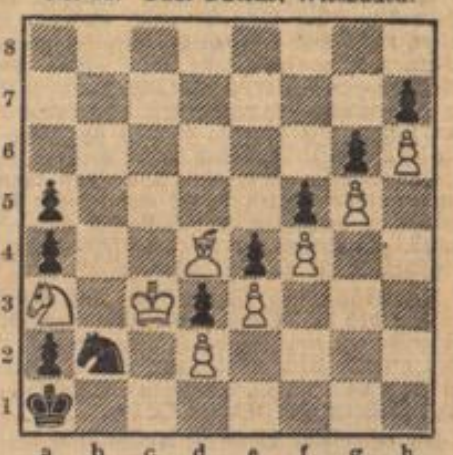
Weiß: Ke7, Dd8, Tb3, c4, La2, b8, Bb5, c6.
Schwarz: Kb7, Dh2, Th5, La8, g1, Bb4, c5, g5, h6.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 21. **Theo Bode**, Wiesbaden.



Weiß: Ke1, Df4, Tb3, Lb2, b5, Se5, Bc6, e7.
Schwarz: Kd5, Td8, Lf1, Sa5, Ba3, d6, g7.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 22. **Paul Buerke**, Wiesbaden.



Weiß: Kc3, Ld4, Sa3, Bd2, e3, f4, g5, h6.
Schwarz: Ka1, Sb2, Ba2, a4, a5, d3, c4, f5, g6, h7.
Matt in 21 Zügen.

Partie Nr. 12. Gespielt am 24. Februar 1932 in Wiesbaden.

Beratungspartie. Unregelmäßige Eröffnung.

Weiß: Dr. Jung und Schurig; Schwarz: Strauss.

1. Sf3—b6, 2. g3—Lb7, 3. Lg2—e5, 4. d3—f5, 5. 0-0—d6, 6. c4—Sf6, 7. Sc3—Le7, 8. Da4+—Sbd7? Nach diesem Zug gerät Schwarz schnell in eine Verluststellung. Besser war Le6, 9. Dc2 und Weiß droht durch b4 die bessere Stellung einzunehmen. 9. Sg5!—L×g2, 10. K×g2. Nicht Se6 wegen 10. . . Db8, 11. K×g2—Db7+-. 10. . . . Db8, 11. Dc6—0-0, 12. Se6—Tc8, 13. Sd5. Aufgegeben. Schwarz kann entscheidenden Materialverlust nicht mehr vermeiden. Wohl eine der kürzesten Beratungspartien, die je gespielt wurden.

Haus, Hof und Garten.

Des Gärtners Tagewerk im März.

Die Macht des Winters ist gebrochen. Mehr und mehr macht sich die zunehmende Wärme der Sonnenstrahlen bemerkbar. Wenn auch noch hier und da ein rauher Nordost über die Fluren fegt oder ein Schneegestöber uns überrascht, so vermag auch die ungünstige Witterung die regsame Entwicklung des Lebens in der Natur nicht mehr aufzuhalten. Überall macht sich schon das Nahen des Frühlings von Tag zu Tag mehr bemerkbar. Der fahle Grasteppich der Wiesen geht in ein frisches Grün über, geschmückt von einer Reihe lieblicher Frühlingsblumen. An Bäumen und Sträuchern schwellen die Knospen zur baldigen Entfaltung. Überall verkündet eine fröhliche Vogelschar in unermüdlichem Chor das Nahen des Frühlings.

Für den Garten ist der März einer der wichtigsten Monate im ganzen Jahr. Günstiges Wetter vorausgesetzt, ist er der gegebene Monat zum Säen und Pflanzen. Da noch in der oberen Schicht reichlich Feuchtigkeit vorhanden ist, keimen die Samen rascher und die Setzpflanzen wachsen besser als im April, wo austrocknende Winde oft beides erschweren. Darum sollte man sich nicht lange besinnen und auf besseres Wetter warten, sondern jetzt pflanzen und säen, mit Ausnahme der gegen Kälte empfindlichen Gewächse.

Im Obstgarten. Auch für das Setzen junger Obstbäume, besonders in rauhen und nassen Lagen ist der März die geeignetste Zeit. Das gilt auch in erster Linie für die etwas wärmebedürftigen Aprikosen, Pfirsische und Weinstöcke. Alle treiben bald gut aus, besonders wenn ihre Wurzeln innig von Erde umgeben sind, und zu diesem Zwecke gut eingeschlämmt werden. Ebenso können auch Johannisbeeren und Stachelbeersträucher, sowie Himbeeren gepflanzt werden. Man nehme jedoch durchweg zweijährige, vorher verschulte Sträucher. Das gilt vornehmlich auch für Himbeeren, von denen man jedoch keine frischen Ausläufer pflanzen sollte.

Bei allen frisch gepflanzten Bäumen und Sträuchern sollte man es nicht versäumen, die Baumscheibe mit Stalldünger oder Torfmull abzudecken.

Auch der Baumschnitt ist jetzt vornehmlich in milden Lagen zu beenden. Gleichzeitig werden die losen Äste der Obstbäume und Weinstöcke an die Spaliere angeheftet. Die Winterhülle ist zu entfernen, aber Strohmatten und dergleichen für etwa noch kommende Kälterückfälle bereit zu halten. Ältere Bäume können nunmehr veredelt werden.

Nur Edelreiser, die in voller Saftruhe geschnitten wurden, können mit Erfolg verwendet werden.

Beim Arbeiten an den Bäumen ist nach wie vor auf die Schädlinge zu achten. Sie sind zu entfernen, ehe sie sich über die Krone der Bäume ausbreiten und dort großes Unheil anrichten. Namentlich werden die bisher übersehenen Raupennester, die Eier des Ringelspinners u. a. vernichtet. Beim Spritzen mit Obstbaumkarbolineum, wo zu sich das amtlich geprüfte Arbosan vorzüglich eignet, sollte man über eine zehnprozentige Lösung nicht hinausgehen, und es nur an trüben, regnerischen Tagen anwenden, damit sich das Wasser nach dem Spritzen nicht zu schnell verflüchtigt. Eine noch schwächere Lösung ist bei schon angeschwollenen oder ausgetriebenen Knospen angebracht.

Im Gemüsebau werden, sobald das Land vornehmlich in bindigem Boden abgetrocknet ist, die ersten Aussaaten und Pflanzungen bei günstigem Wetter vorgenommen. Hierbei handelt es sich zunächst um die langsam keimenden Karotten, Zwiebeln und Petersilie, ferner um dicke Bohnen, (Puffbohnen), frühe Erbsen, Spinat und Schwarzwurzeln. Man mache sich zum Grundsatz, keinen Samen auszusäen, ohne ihn vorher mit Germisan oder Tutan zur Verhütung von Krankheiten zu beizen.

In den Mistbeeten sind die bereits im Februar ausgesäten Keimlinge, wie Kopfsalat, frühes Weiß- und Rotkraut, Blumenkohl, frühe Kohlraben und Sellerie so weit erstarkt, daß sie in lauwarme Kasten verschult (pikiert) werden können. In kalte Kasten oder auch auf geschützte Beete in warmer Lage werden gleichzeitig zur Gewinnung von Setzpflanzen alle frühen Kohlarten und Kopfsalat, in Töpfe oder flache Kasten Tomaten zur Anzucht im Zimmer ausgesät.

Ausgepflanzt werden die frühen Salatpflanzen (Maikönig) und gegebenenfalls die im Zimmer oder Mistbeet vorgezogenen Erbsen und Puffbohnen, ebenso überwinterte Kohlpflanzen. In milden Gegenden können die ersten, vorgekeimten Frühkartoffeln Mitte des Monats gelegt werden.

Bei den Aussaaten muß darauf geachtet werden, daß der Samen nicht zu dicht fällt und nicht zu tief gebettet wird. In beiden Fällen leidet die Entwicklung der Pflanzen not.

Im Blumengarten werden die Staudenbeete neu bepflanzt, was alle vier bis fünf Jahre geschehen sollte. Die Beete sind recht tief umzugraben und dabei alle Unkräuter, besonders Quecken sorgfältig auszulesen. Die oberen Schichten düngt man mit Stallmist oder nahrhafter Komposterde.

In Töpfe oder flache Kasten werden ausgesät: Löwenmaul, Nelken, Verbenen, Levkojen, Zinnen, Balsaminen und Tagetes. Gleich an Ort und Stelle werden ins Freie ausgesät: Reseda, Rittersporn, wohlriechende Wicken, Iberis, Ziermohn und Winden.

Die Rosen sind zu schneiden. Schwachtriebige nimmt man nur kurz, langtriebige Rosen etwas länger zurück. Bei Kletterrosen entfernt man nur das alte Holz und etwaige Wildtriebe. Fuchsien und Pelargonien sind jetzt zurückzuschneiden und gleichzeitig umzutopfen. Werden die alten Töpfe wieder benutzt, so reinigt man sie vorher sorgfältig. Es muß bei jedem Umtopfen stets neue, nahrhafte Erde verwendet werden. Den Wurzelballen lockert man auf und entfernt die eingeschlossene Erde gänzlich.

Der Rasen wird gereinigt. Lückenhafte Stellen sät man neu ein. Unkräuter sind auszustechen. Die Rasenkanten werden sorgfältig abgestochen.

Frostschutz der Formbäume ausgangs des Winters.

Unter dem Schutze einer Mauer oder Bretterwand entfalten die frostempfindlichen Spalierbäume wie Pfirsische, Aprikosen und frühe Birnen ihre Knospen, oft frühzeitig im März. Pfirsische und Aprikosen blühen auch meist schon Ende des Monats. Tritt nun unerwartet ein Kälterückfall ein, dann fallen die jungen Triebe und Blüten dem Frost zum Opfer. In einer einzigen Nacht kann so die ganze Ernte in Frage gestellt werden. Ein entsprechender Schutz dieser Bäume ist daher unbedingt erforderlich. Als einfaches Mittel hat sich das Überhängen von Fichtenreisern über die Spaliere sowohl gegen die Einwirkung der Winterfröste als auch gegen die der verspäteten Kälterückfälle im Frühjahr bewährt. Die Reiser werden dachziegelartig in die Spaliervorrichtung eingesteckt. Gegen das Frühjahr hin fallen zwar die Nadeln nach und nach ab, aber die Reiser selbst bieten noch genügend Schutz gegen die Kälte. Dazwischen können sich auch die Blüten später ungehindert entfalten. Sehr gut haben sich Matten aus Stroh oder Schilf bewährt, wie solche zum Decken der Frühbeete verwendet werden. Sie können zum Schutze gegen die Winterkälte, aber auch der sich frühzeitig entfaltenden Knospen gegen verspätete Fröste benutzt werden. In letzterem Falle vermögen sie jedoch die Entwicklung der Pfirsiche und Aprikosen an sonnigen Wänden bei starker Sonnenbestrahlung im Februar und März aufzuhalten. Dauerhafter, wenn auch kostspieliger sind Schutzvorrichtungen aus Packleinen. Man spannt sie über einen entsprechend großen Rahmen aus Latten. Damit sie nicht vom Winde umgeworfen werden oder sich verschieben, hängt man die oberen Latten an Haken. Die unteren werden an Holzpflöcken befestigt, die im Boden in genügend weiter Entfernung von dem zu schützenden Spalier eingelassen sind. Man kann auch die Leinwand an einem starken Draht mit Ringen ähnlich wie Zimmervorhänge befestigen, so daß sie sich vor- und zurückziehen lassen. So können die Spaliere schnell und sicher vor einer kritischen Nacht geschützt werden.

Bei Formobstbäumen, Pyramiden und Spindeln, die frei stehen, werden die längeren Äste zusammengebunden und drei, bei größerem Umfange auch vier Stangen darum in den Boden gesteckt. Eine Umhüllung mit Packleinen erfüllt dann den Zweck vollkommen. Blühende Bäumchen bedeckt man einfach mit Tüchern oder leichten Säcken.

Ein fast kostenloser Schutz ist Kalkanstrich des Stammes und der stärkeren Äste kurz vor dem Knospenaufbruch. Er ist ein vorzügliches Mittel, die Blütenentfaltung zu verzögern.

Warum der Kopfsalat schießt.

Es ist naturgemäß, daß der Salat wie alle anderen Pflanzen die Neigung zeigt, Blüten und Samen zur Erhaltung seiner Art zu bilden. Er folgt dabei einem unwiderstehlichen Drange. Der Züchtung war es zwar geglückt, die Ausbildung fest geschlossener Köpfe bei den verschiedenen Sorten herbeizuführen, aber keineswegs den Charakter dieser Pflanzen, insbesondere das Bestreben der Samenbildung irgendwie zu ändern. Alle bisherigen Versuche, dem Salat das vorzeitige Durchschießen abzugewöhnen, sind denn auch bis heute gescheitert. Wir müssen deshalb nach den Ursachen forschen, die das Schießen des Salates begünstigen, um sie nach Möglichkeit auszuschalten. Unangenehm ist es, wenn fast erntereife, pralle Salatköpfe fast plötzlich emporschießen, so daß sie in der Küche nicht mehr verwendet werden können. Meist wird das schnelle Schießen durch trockenes, heißes Wetter gefördert, vor allem, wenn die Sorte nicht für die Jahreszeit paßt. Die besten frühen Sorten halten in den heißen Tagen des Frühsommers nicht stand und gehen durch, ohne Köpfe zu bilden. Darum müssen frühe Sorten, die durchweg auf rasche Entwicklung gezüchtet sind, auch frühzeitig angebaut, und in ihrem Wachstum gefördert werden, damit sie nicht in die sommerliche Hitze kommen. Als frühe Sorten haben sich folgende sehr gut bewährt: vor allem der Maikönig, Böttners Treib und Steinkopf, die sich auch zur Kultur im Mistbeet eignen. Von den Sommersalaten, die gegen die Hitze ziemlich lange widerstandsfähig sind, können empfohlen werden: Rudolfs Liebling von ausgezeichneter Haltbarkeit, ihm gleich kommt die Sorte Wunder von Stuttgart mit großen, festen Köpfen. Sie werden jedoch von den beiden Sorten großer, brauner Trotzkopf und dem gelben Dauer-Kopfsalat noch in der Haltbarkeit bedeutend übertroffen.

Was an schattigen Stellen des Gartens noch gedeiht.

So lange die Bäume noch nicht völlig belaubt sind, kann man die Stellen des Gartens, die später im Schatten ihrer Krone liegen, noch recht gut durch kurzlebige Gemüsesorten ausnützen. Es sind möglichst frühe Sorten wie frühe Kohlraben, Kopfsalat, „Maikönig", Spinat „Viktoria" u. a. dazu zu wählen. Aber auch diese sind möglichst frühzeitig anzubauen, ehe der Schatten stärker wird. Mit frühen Kartoffeln kann an den schattigen Stellen ebenfalls ein Versuch gemacht werden. Im Sommer sollte man sie für den Anbau von Radies und Sommerrettichen benützen, die in solchen Lagen nicht so leicht von den Erdflöhen befallen werden, besonders wenn man sie regelmäßig anfeuchtet. Dabei bleiben sie auch länger zart und wohlschmeckend. Von Gehölzen vertragen Johannis- und Stachelbeersträucher etwas Schatten. Sie können daher, zumal sie schon frühe blühen und reifen, als Unterkulturen in Obstanlagen oder Hausgärten mit befriedigendem Erfolg angepflanzt werden. Weniger sind hier die Himbeeren geeignet, weil sie den Obstbäumen zu viel Nährstoffe und Wasser entziehen.

Auch im Ziergarten brauchen infolge der Beschattung entblößte Stellen nicht unbepflanzt zu bleiben. Recht vorteilhaft können Zierrasen, die durch darauf stehende Bäume in ihrer Fläche unterbrochen werden, an solchen Plätzen durch schattenliebende Gewächse ergänzt werden. Dazu eignen sich recht gut in erster Linie der kleinblätterige Efeu, Farnkräuter, Haselwurz, Immergrün und Waldmeister. Auch eine Anzahl Frühlingsblüher lassen sich dazu vorteilhaft verwenden. So gedeihen Veilchen, Leberblümchen, Lerchensporn, Buschwindröschen und der Waldmeister im lichten Schatten des Gebüsches und unter den Bäumen noch gut. Im Sommer erfreuen Knollenbegonien als rechte Schattenblumen lange Zeit durch ihre schönen Blüten.

Umsetzen der Topfgewächse.

Im zeitigen Frühjahr, sobald das Wachstum sich regt, sind die Topfgewächse umzusetzen, da die Erde meist vollständig verbraucht ist. Die neue Erde stellt man aus einer Mischung von Mistbeeterde mit etwas Kompost, Rasenerde und Sand her. Bei schnellwachsenden Pflanzen wie Zimmerlinden, Pelargonien, Fuchsien u. a. läßt man den Sand weg. Als Dünger wird eine Prise gedämpftes Hornmehl und etwas Kalk zugesetzt. Letzterer beugt dem Sauerwerden der Erde vor. Gebrauchte Töpfe reinigt man innen und außen gut mit einer Bürste. Neue Töpfe werden vor Gebrauch einige Zeit in Wasser gelegt. Das Umsetzen erfolgt in Töpfe, die so groß sind, daß man die alten gut hineinstellen kann, wobei noch etwas Zwischenraum bleiben soll. Über das Abzugsloch wird eine Scherbe gelegt. Um die Pflanzen leicht aus dem alten Topf zu entfernen, stößt man dessen Rand etwas auf eine Tischkante, worauf sich die Pflanze gut mit unversehrtem Ballen herausnehmen läßt. Vor dem Einsetzen wird der Wurzelballen aufgelockert, um die von ihm eingeschlossene Erde zu entfernen. Im neuen Topf muß die Erde genau so weit reichen wie im alten, das heißt die Pflanzen dürfen nicht zu hoch oder zu tief gesetzt werden. Sie müssen vor allem auch in die Mitte des Topfes kommen. Die zugefüllte Erde wird zwischen Topf und Wurzelballen mit einem Holz festgestoßen.

Das Pfropfen hinter der Rinde

Wegen ihrer einfachen und leichten Ausführbarkeit ist das Rindenpfropfen die am meisten angewandte Pfropfweise. Sie gewährt mannigfache Vorteile gegenüber den anderen Methoden: es entsteht keinerlei Holzverletzung, die Reiser wachsen sicher an und sitzen meist so fest, daß ein besonderer Verband nicht notwendig ist. Namentlich bei starken Stämmen und Ästen, wo oftmals drei und vier Edelreiser angesetzt werden, ist sie der rascheren Vernarbung wegen die allein anzuwendende Veredelungsart, zudem kann sie von Mitte April bis Mitte Mai, aber auch in der Zeit von August bis September vorgenommen werden.

Bei dem Rindenpfropfen wird die Unterlage an einer geeigneten Stelle waagrecht abgesägt und die Schnittfläche mit einem scharfen Messer geglättet. Die Edelreiser schneidet man schräg zu. Dann ist die Rinde an den Stellen, wo die Reiser eingesetzt werden, mit einem harten, schräg zugespitzten Holz vorsichtig zu lösen, damit sie nicht platzt. In die entstandenen Lücken werden hierauf die Edelhölzer eingeschoben. Springt die Rinde nicht auf, dann ist ein Verband nicht notwendig. Die Schnittwunde der Unterlage muß man jedoch mit Baumwachs überstreichen.

Das „verbesserte" Verfahren der Pfropfung zwischen Holz und Rinde besteht darin, daß die Rinde der Unterlage durch einen scharfen Schnitt von der Länge des zugespitzten Teiles der Edelreiser gespalten wird. Hierauf löst man nur einen Teil der Rinde längs des Schnittes. Dahinter ist das Edelreis einzuschieben, so daß es dicht an den nicht gelösten Rindenteil zu liegen kommt. Da auf dieser Seite des Edelreises ein schmaler Streifen Rinde weggenommen wurde, ist dafür gesorgt, daß ein allseitiges Anwachsen gesichert ist.

Rat und Anregung.

Rotkraut entwickelt sich viel langsamer als der Weißkohl. Darum muß es so früh wie möglich gepflanzt werden. Empfehlenswerte Sorten sind „Erfurter allerfrühester, blutroter" (Entwicklungszeit von der Pflanzung bis zur Ernte 100—110 Tage); etwas länger braucht „Westfaliafrüh" mit 102—130 Tagen und „Zenith" mit 120—130 Tagen, der mittelgroße Köpfe mit feinen Rippen bildet.

Im Herbst gepflanzte Obstbäume müssen einer genauen Durchsicht unterzogen werden. Vor allem ist dabei zu beachten, daß das Erdreich sich nicht gesenkt hat. Gegebenenfalls müssen die Bäume etwas gehoben werden, damit die Veredelungsstelle über den Boden ragt. Das gilt vor allem für Zwergobst. Beim Heben dürfen die neu entstandenen Würzelchen nicht abgerissen werden. Man umfaßt den Baum mit beiden Händen, und bewegt ihn, so lange vorsichtig hin und her, bis er in die gewünschte Stellung kommt. Auch der Baumpfahl ist daraufhin nachzusehen, ob sich der Baum nicht irgendwo daran reibt, damit keine Wunden entstehen.

Rosen sind von ihrer Winterhülle zu befreien, da sie sonst zu frühe treiben. Auch die umgelegten Hochstämme müssen aus dem gleichen Grunde aufgerichtet werden. Das Deckmaterial sollte jedoch bereit gehalten werden, damit man es beim Eintritt kalter Nächte zum Schutze der getriebenen Knospen alsbald zur Hand hat.

An das Düngen der Obstbäume und Beerensträucher kann nicht genug erinnert werden. Es ist nur dann reicher Ertrag von ihnen zu erwarten, wenn im Boden die nötigen Nährstoffe zur Verfügung stehen. Dazu eignet sich in erster Linie der Stalldünger. Man bringt davon 1—2 Gabeln in die Nähe des Stammes der jüngeren Bäume, bei älteren dagegen eine entsprechend größere Menge in einen flachen Graben unter der Kronentraufe. Der Mist wird dann mit Erde gut abgedeckt. Gute Dienste leistet auch mit Jauche getränkter Torfmull.

Die Gartenkresse wird noch lange nicht in ihrer Bedeutung als Würze geschätzt, die ihr zukommt. Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß sie so wenig angebaut wird. Keineswegs bietet ihre Kultur irgendwelche Schwierigkeiten. Sie kann in einen beliebigen Winkel gesät werden und keimt ungemein schnell. Da die Kresse immer jung geschnitten werden muß, ist sie alle 2—3 Wochen neu anzusäen. Es dürfte wenig bekannt sein, daß man die Kresse auch zwischen die Setzlinge der Kohlpflanzen säen kann, um diese etwas gegen die Erdflöhe zu schützen.

Durch das Verstopfen (Pikieren) der Sämlinge werden gedrungene, stämmige Pflanzen mit gut entwickelten Wurzelballen erzielt. Diese Pflanzen werden zwar durch das Versetzen in ihrem Wachstum etwas gestört, weil sie ihre ganze Kraft auf die Bildung von Wurzeln zur Verankerung an ihrem neuen Standorte verwenden. Dafür werden sie auch bald in ihrem Stengel gekräftigt und widerstandsfähig.

Flechten und Moos an den Stämmen der Bäume sind gleich Schädlingen zu bekämpfen. Sie entziehen durch ihre Dichte dem Baume meist die frische Luft. Außerdem schaden sie der Rinde sehr. Nicht zuletzt bilden Moos und Flechten den Insekten zu allen Jahreszeiten, namentlich aber im Winter, einen willkommenen Schlupfwinkel. Aus diesen Gründen soll man an den Stämmen weder Moos noch Flechten aufkommen lassen. Sobald sich solche zeigen, werden sie mit einer Drahtbürste entfernt. Den Stamm junger Bäume bürstet man wohl auch mit einer Seifen- oder Persillösung. Bei älteren Bäumen kratzt man die abgestorbenen Schuppen ab. Dabei ist zu beachten, daß die dahinter sitzenden Insekten nicht entkommen.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 65. Sonntag, 6. März 1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

12. Fortsetzung. (Nachdruck verboten).

Das ist Anfang Dezember gewesen, in den ersten, schneeverwehten Dezembertagen, zu einer Zeit, da der Vater seine kleine abgesonderte Wohnung noch nicht verläßt. Aber so schnell geht es nicht mit der Reise: erst muß man die völlige Genesung abwarten, und dann gibt es so viele Vorbereitungen! Eine Reise nach Berlin: das ist etwas andres als ein Kuraufenthalt im dörflichen Frankenhausen, man muß für viel Garderobe sorgen, die große Stadt mit ihrem reichen, eleganten Gesellschaftsleben erfordert das. Vierzehn Tage lang ist das Eßzimmer im Schiffchen eine Schneiderwerkstatt, und viel harte Taler wandern zu Predari: Ottilie, Ulle, die Naethern sticken und nähen. Die Naethern ist selig, daß sie mit darf nach Berlin, Berlin sehen, von dem ihre Herrin ihr so oft vorgeschwärmt hat. Adele ist meistens dabei und geht zur Hand, sie kann sich vor Mitfreude gar nicht fassen, sie findet sogar für den gefälligen August einmal ein Lobeswort; auch Julie und Line kommen dann und wann, um zu schauen, zu helfen, geschmackvollen Rat zu geben. Und immer ist Berlin, Berlin das Gespräch, und Grüße werden aufgetragen an diesen und jenen. Adele erzählt von ihrem letzten Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt, er liegt freilich sechs Jahre zurück, und inzwischen ist ja Ottilie selber mit August in Berlin gewesen! Ach, so viele Erinnerungen sind aufzufrischen . . .

Gewaltig eilig hat es Ottilie, und mit jedem Tag, der über der vielen Schneiderei hingeht, wächst ihre Ungeduld. Am liebsten möchte sie schon heute reisen — oder morgen, auf alle Fälle aber vor dem Fest: ein Feuer brennt in ihr, diese Trennung von Charles ist ja beinahe noch quälender, als es das tägliche an allen Nerven zerrende Zusammensein gewesen!

Aber der Vater zeigt sich verstimmt über die Aussicht, Weihnachten das Haus ohne sie zu sehen; um so mehr, als am ersten Festtage Augusts Geburtstag ist: er sagt es nicht mit Worten, doch läßt er sie's fühlen. Natürlich ist sie mit dem Gatten übereingekommen, den wahren Anlaß oder Grund dieser Reise geheimzuhalten: warum den alten Vater beunruhigen? Sie hat angegeben, daß sie die Mutter, die ihren dieses Jahr sehr verspäteten Urlaub bei Freunden in Pommern verlebt, in Berlin treffen und dort mit ihr noch einige Zeit bleiben wolle.

Der Vater nickt nur mit seinem undurchdringlichen Gesicht und sieht sie an mit seinen durchdringenden Augen; zu Hofrat Soret, der gerade bei ihm ist und mit ihm Zinnstufen ordnet, sagt er, nachdem sie gegangen: „Wissen Sie — man muß manchmal etwas Überspanntes tun, nur damit etwas geschieht; Dreinreden würde alles stören." —

So bleibt denn Ottilie übers Fest, da der väterliche Wille, auch der nur erratene, zu respektieren ist. Aber gemütlicher, nein, gemütlicher wird es dadurch nicht. Sie beherrscht sich kaum, selbst die Kinder, so jung sie sind, wittern ihre Ungeduld, wegzukommen — August merkt es wohl und nimmt sich der beiden besonders an, beschenkt sie reichlich zu seinem Geburtstage, als wäre es der ihre, und als wäre nicht tags zuvor Christabend gewesen, läßt sich vom sechsjährigen Walterchen viel auf dem Flügel vorklimpern, was des stillen Knaben Lieblingsbeschäftigung ist, rutscht mit ihnen in der Mansarde auf dem Fußboden umher und ist unermüdlich im Erfinden neuer Spiele, daß sie immer wieder aufjubeln. Von Zeit zu Zeit streift sein Blick die Frau, die wie auf Schuhen aus Quecksilber in der Wohnung umherläuft — er denkt: Wohin geht sie? — ich sollte doch fragen!

*

Zwei Tage nach Weihnachten, frühmorgens, stürmt Ottilie mit dem Postwagen davon. Das Haus ist plötzlich still, August ist es, als wäre ein Alp gewichen. Einmal geschieht es, daß der Vater ihn auf der Treppe trifft — August ist in Uniform, er muß an den Hof —, ihn bei den Schultern faßt, ihm lange in die unsicheren Augen sieht und sagt: „Wir haben alle unser Paket zu schleppen, mein Junge."

August senkt den Blick. Ach ja, das weiß er. Aber was er schleppt — das weiß er nicht.

Ein Glück, daß um diese Zeit unendlich viel zu tun ist, daß man nicht zur Besinnung kommt! Überall häuft sich plötzlich die Tätigkeit. In der Kammer gibt's lange Sessionen und viel Aktenarbeit, meist muß August schon um sechs Uhr früh aufstehen. Wie zum Trost kommt am Silvesterabend die Beförderung zum Geheimen Kammerrat — endlich! Auch am Hofe ist viel Dienst, weil eine Anzahl Junker und Kammerherren, gerade wie die Schwiegermama, übers Fest und Jahreswechsel beurlaubt sind: da muß der Zurückgebliebene einspringen. Mit der steigenden Sonne scheint auch das Vergnügungsbedürfnis der hohen Herrschaften zu steigen: daß in der Komödie Méhuls Oper „Je toller, je besser" gegeben wird, ist wie ein Sinnbild. Königliche Hoheit haben das Todesurteil an dem Mordbrenner Weißmantel, der im Grunde nichts als ein armer Teufel ist, zu bestätigen geruht: vor der Stadt baumelt er am Galgen. Aber im Schlosse ist große Mittagstafel zu hundertfünfzig Kuverts, einige Prinzen sind dabei und vierzig preußische Offiziere. Die Tafel dauert bis sechs Uhr, es lohnt kaum, nach Hause zu gehen und sich ein wenig aufs Ohr zu legen, denn um 7 Uhr muß man wieder im Schlosse sein, weil der Hofball beginnt . . . zum Glück sind viel mehr tanzende Herren als Damen da, so daß die Hofstaaten ein wenig entlastet sind. August tanzt nur den Kotillon, und zwar mit der schönen Line Egloffstein, die

in sonderbar geheimnisvollen Andeutungen über den Grund von Ottiliens Reise redet — die Frauenzimmerchen halten zusammen, sie wissen immer mehr als der Ehemann! Um elf Uhr ist Souper, es wird halb ein Uhr, bis man heimkommt. Und dann liegen wieder die Akten da, weil dem hochfürstlichen Vergnügungsbedürfnis zum Trotz die Arbeit der Ruderknechte weitergeht ...

Mit dem Ende Januar beginnt zu allem Überfluß noch das Karnevalstreiben, Maskenzüge und Mummenschanz, auf die der gehängte Weißmantel philosophisch herabsieht. Erbgroßherzog Carl Friedrich hat Geburtstag — man muß frühmorgens zur Gratulation antreten. Der Fürst ist sehr gnädig, fast jovial, er unterhält sich mit August über die Zeit, da dieser in der Uniform eines Freiwilligen-Jäger-Offiziers viel bespöttelte Adjutantendienste bei ihm getan, er macht sogar eine witzige, aber vielleicht nicht ganz taktvolle Anspielung auf den Zusammenstoß mit dem weinschweren Rittmeister in der „Erholung". August hört nur mit halbem Ohre zu — muß um elf Uhr zur Quadrillenprobe bei der Oberkammerherrin von Egloffstein sein. Zu seiner Überraschung tanzt in der Quadrille Charles Sterling mit, der dieser Tage von Holland zurück ist, viel zu erzählen weiß und sich angelegentlich nach Ottilie erkundigt, auch ihre Adresse erbittet. Abends ist die Aufführung auf dem strahlend erleuchteten Schlosse, die Quadrille geht unter großem Beifall von statten, ebenso die Charaktermasken, die Gruppen aus Werken englischer Dichter darstellen. Professor Riemer hat sich, wie oftmals, als Reimer betätigt und die nötigen Verse geschickt geliefert. Die Herrschaften sind sehr zufrieden; mehrere Male muß der Zug an ihnen vorüberziehen; wieviel Arbeit das alles kostet, davon haben sie keine Ahnung. Vier Uhr nachts ist es, als man durch die tiefverschneiten Straßen sich nach Hause fahren läßt, die Fenster der Kutsche sind mit dicken Eisblumen zugefroren. Und am nächsten Morgen hat unglücklicherweise die junge Prinzessin Maria Geburtstag, es gibt vormittags Gratulationscour und abends abermals Hofball ... in dulci jubilo!

*

Sie haben zusammen die Komödie besucht, Charles Sterling und August, und sind beide einigermaßen degoutiert von dem Claurenschen Machwerk, das „Der Bräutigam aus Mexiko" heißt; auf dem Rückwege durch den dichten Flockenfall läßt sich August ziemlich mißmutig aus über die Zustände, die jetzt beim Hoftheater herrschen — früher, als die Leitung noch in des Vaters Händen lag, ist alles anders gewesen, nein, solche Stücke hat man nicht gespielt. Die Erinnerung beflügelt ihn, begeistert erzählt er dem jungen Freunde von den ersten Aufführungen der großen Schillerschen Dramen — Maria Stuart, Jungfrau, Braut von Messina, Tell vor allem —, die er als Knabe, als Jüngling miterlebt: eine gewaltige Zeit war das ...

Sterling hört zerstreut zu, August will es scheinen, als habe er etwas auf dem Herzen, sein hübsches Jungengesicht ist so erregt. Sie wandern die „Esplanade" hinunter — bei der Schwiegermama ist noch Licht, in dem Hause links von Schillers ehemaliger Wohnung, ja, sie hat heute ihr „Sibyllenkränzchen", zum ersten Male nach der Rückkehr von der großen Reise. Seit einer Woche ist sie wieder da, aber Ottilie ist in Berlin geblieben.

Sterling bringt August noch bis vors Haus, obwohl sein Quartier bei der Präsidentin von Schwendler ganz woanders liegt; er hält seine Hand, doch nicht wie zum Abschied.

„My dear friend ..." Er sagt es auf englisch, plötzlich spricht er wieder englisch, während sie sich sonst seit langem nur noch auf Deutsch unterhalten haben. „Ich kann Sie wohl noch auf ein halbes Stündchen begleiten, ich möchte etwas mit Ihnen bereden ..."

August ist betroffen, aber natürlich gern bereit. Sie sitzen oben in der Wohnstube, er holt die Flasche Rüdesheimer herbei, die er vor dem Weggehen zwischen die Doppelfenster gelegt. Sie stoßen an — zittert die Hand des Jungen? — Wein wird verschüttet.

„Ich habe heute einen Brief aus Berlin bekommen", sagt Sterling. ‚Von meiner Frau?"

„Nein. Seltsamerweise von einem Herrn, den ich nicht kenne. Er heißt Nicolovius."

„Nicolovius? Mein Gott, es ist doch nichts Schlimmes — mit Ottilie —?!"

„Nicht wie Sie denken. Aber ich glaube, ich bin es unserer Freundschaft schuldig, Ihnen diesen Brief mitzuteilen. Sie könnten die Dinge, die darin stehen, sonst von einer anderen Seite hören und wären dann vielleicht nicht geneigt, sie in Freundschaft aufzunehmen, wie ich erbitte."

August ist ganz verwirrt über diese Worte, die so ernst von Sterlings Lippen kommen, unbehaglich ist ihm zumute — was wird er hören müssen? Er nimmt den Brief vom Tisch, sieht zuerst nach der Unterschrift.

Heinrich schreibt — nicht der Staatsrat, sondern der junge Heinrich Nicolovius. Nanu? — der Brief ist lang, vier Seiten füllt er, und wortreich. Es ist eine einzige Beschwörung an Sterling, sich auf seine Pflichten als Gentleman zu besinnen und der vor Überreizung elenden Ottilie den Seelenfrieden wiederzugeben — durch Maßnahmen, die ihm nahezulegen der Verfasser sich verbiete ...

Ein sonderbarer Brief. August weiß nicht sofort, was er mit ihm machen soll. Er stiert hinein, tut, als ob er noch immer lese, aber er grübelt, grübelt. Langsam beginnt es in seinem Hirn helle zu werden. Das also ist es — das meint Ottilie —, das ist „über sie gekommen" — damit „wird sie nicht fertig" ... was soll er tun — oder auch nur sagen?

Sterling hilft ihm aus der Verlegenheit, er hat ihm die ganze Zeit über zugesehen, während sein eignes Herz unruhig geht. „Wenn Sie eine Erklärung wünschen, lieber Freund", sagt er „ich bin zu jeder bereit. Sie sollen nicht an mir zweifeln ..."

August lächelt vor sich hin, ein wenig trübe. Ihm ist nun alles klar, wie aus Nebelschleiern tritt es auf ihn zu, kommt näher und näher. Ottilie — es ist immer dieselbe Sache. Bei Heinke war es so, bei dem Kunstreiter ... er hat davon gehört ... wie hieß er doch gleich? — Sie hat einfach zuviel Phantasie. Es braucht nur ein Funke zu fallen, und sie phantasiert sich in alles hinein! Heinke — mit dem treibt sie noch heute einen wahren Heroenkult, sie hat sein Bild in der Brieftasche, sie schwätzt dauernd mit ihrer Adele von ihm, sie feiert im Geiste jeden seiner Geburtstage, er weiß das gut. Dabei war Heinke ein ganz gewöhnlicher junger Mann, Pelzhändlersohn aus Breslau, der im Kriege nichts andres getan und geleistet hat als tausende junger Männer, der verlobt war, als er ins Feld zog, und heiratete, als er zurückkam: aber Ottilie hat sich in ihre Schwärmerei hineingeredet, daß sie nicht mehr aus noch ein weiß ... Diesmal ist es nun Sterling ... Der junge Mann da sitzt ihm gegenüber mit seinem offenen Gesicht, er ist beinahe noch ein Knabe, wahrscheinlich weiß er noch gar nicht, was Liebe ist. Aber Ottilie hat sich in ihn vernarrt und sich in ihre Narretei hineingesteigert — es ist immer dasselbe —, und da sie nun die gräßliche Adele nicht mehr hat, der sie alles zuträgt, mit der sie alles zu einer breiten, gefühlsvollen Suppe kocht — die überhaupt ihr böser Engel ist —, so hat sie zu Freund Heinrich geschwatzt und sich erleichtert, sie kann ja nichts bei sich behalten, muß immer Mitwisser haben, Mitverschworene oder Beichtväter, nimmt das ganze Leben wie einen schlechten, sentimentalen Roman, und der gute Heinrich in seiner strengen preußischen Rechtlichkeit hat sich flugs hingesetzt und an Sterling diesen steifleinenen Brief geschrieben. So ist es mit Ottilie, so wird es immer sein. Es gibt eben Menschen, die niemals erwachsen werden, die immer in ihrer Jugendeselei steckenbleiben.

„Keine Erklärung nötig, lieber Sterling", sagt er ruhig, „es ist mir alles klar. Ärgern Sie sich nicht — Sie sind da, ohne daß Sie es wollten und wußten, zum Helden eines Theaterstückes geworden, wie es unsere Damen nur allzugern aufführen. Nochmals, ärgern Sie sich nicht. Zwischen uns bleibt alles beim alten. — Prosit!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Steuermann.

Skizze von **Georg Hotze** (Kiel).

Es war während des Krieges im steiermärkischen Marburg, wo ich mit einem U-Bootssteuermann, den ich unterwegs kennen gelernt hatte, auf dem Bahnsteig auf und ab ging. Wir warteten beide auf den Zug nach Wien. Ich hatte dienstlich dort zu tun, und er wollte zur Erholung nach Deutschland fahren, um dort sein etwas „lädiertes Nervenkostüm", wie er sich ausdrückte, wieder in Ordnung zu bringen.

Ich freute mich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, denn ich hatte in Pola schon viel von ihm gehört. Man pries dort seine Kaltblütigkeit und seinen, auch in der unangenehmsten Lage nicht umzubringenden Humor.

Beim Hin- und Herwandern erzählte er von seiner letzten Fernfahrt, die an Überraschungen so reich gewesen war, daß man in Pola das schon lange überfällige Boot bereits aufgegeben hatte.

Er sprach in angenehmer, leicht humoristischer Weise von allem Möglichen; seine eigene Person ließ er völlig unerwähnt. Während ich ihm zuhörte, mußte ich unwillkürlich an einen Abend im Offizierskasino in Pola denken, wo mir sein Kommandant etwa folgendes von ihm erzählt hatte:

„Bei der Erledigung eines Auftrages waren wir an der afrikanischen Küste mit unserem Boot unter ein englisches Sperrnetz geraten und lagen nun auf 60 Meter Wassertiefe. Aussicht, jemals wieder das Sonnenlicht zu erblicken, hatten wir wenig. Das Boot war ja im großen und ganzen heil geblieben, aber überall stöhnten und ächzten die Platten und Spanten unter dem übergroßen Wasserdruck und an einzelnen Stellen drang Wasser aus abgesprungenen Nieten. Wir versuchten stundenlang alles Mögliche und Unmögliche, um uns von dem Netz zu befreien, aber immer wieder vergeblich.

In dieser verzweifelten Lage hat mir mein Steuermann unschätzbare Dienste geleistet. Er half mir nicht nur mit seiner reichen Erfahrung, sondern verstand es auch — und das war eine der Vorbedingungen für ein Gelingen unserer Rettungsversuche —, die Stimmung der Besatzung hoch zu halten.

Es kam darauf an, alle Mann so zu beschäftigen, daß sie gar nicht in Versuchung kamen, über das Trostlose unserer Lage nachzudenken. Und das gelang ihm vollkommen. Für jeden einzelnen hatte er eine Arbeit, die er durch allerlei Kniffe schmackhaft zu machen verstand. Die Wahl dieser Kniffe zeugten von seiner Menschenkenntnis.

Der Koch bekam von ihm den Auftrag, in seinen elektrischen Pfannen und Töpfen vom Besten das Beste zu braten und zu schmoren und nicht zu sparen. Das ließ der sich natürlich nicht zweimal sagen. Schon nach kurzer Zeit zogen so liebliche Düfte durch die mit Öldust geschwängerte Luft, daß allen das Wasser im Munde zusammenlief. Damit auch keiner zu verdursten brauchte, hatte der Steuermann eine ganze Batterie Flaschen mit „Vino blanco" und „Vino tinto" in seiner Nähe auffahren lassen. Diesen trinkbaren Stoff, der einer unfreiwilligen Lieferung eines französischen Seglers entstammte, verteilte er an die durstigen Seelen, ohne dabei die gebotene Vorsicht außer acht zu lassen.

Eines Gegenstandes hatte er sich mit besonderer Liebe angenommen: Das war das Grammophon. Große Auswahl an noch einigermaßen spielbaren Platten hatten wir ja nicht; es mögen vielleicht ein halbes Dutzend deutsche und ebenso viele englische, die von einem versenkten amerikanischen Dampfer herrührten, gewesen sein. Diese ließ er aber unaufhörlich spielen. Alles mußte mitsingen. Trat einmal eine kleine Kunstpause ein, gleich war er da: „Ich glaube, die Achslager der Stimmritzen haben sich trocken gelaufen. Die müssen unbedingt geölt werden. Man tue es: Prost! So, und nun steigt nach den Klängen unserer Hauskapelle das schöne neue Lied von der „Reeperbahn". Achtung! Volle Kraft voraus!" Angeführt von dem Baß des Steuermannes sangen und summten in allen Ecken und Winkeln des Bootes ein paar Dutzend Stimmen: „Auf . . . der . . . Reeperbahn nachts um halb eins!" Kaum war das verklungen, so schnarrte schon wieder eine andere Platte „Ich hab' a mal a Räuscherl g'habt" oder des Steuermanns Lieblingslied „Ich möcht' a mal in Grinzing sein!"

Wie sehr er sich in der Gewalt hatte, sollte sich etwas später zeigen. In einer geheimen Beratung mit dem Wachoffizier, dem Ingenieur und dem Steuermann war beschlossen worden, noch eine halbe Stunde unsere Rettungsversuche fortzusetzen und dann den nutzlosen und aufreibenden Kampf durch Sprengung eines Torpedos zu beenden. Als der Steuermann von dieser tragischen Besprechung in die Zentrale kam, merkte er sofort, daß die Stimmung während seiner Abwesenheit auf dem Nullpunkt angelangt war und anfing, gefährlich zu werden. Schnell trat er an den Apparat, legte eine neue Platte auf und sang nach der Melodie des bekannten englischen Liedes „It is a long way to Tipperary" einen in der Eile schnell erfundenen Text. „Na, Jungs, nun sind wi bald op Sankt Pauli!" Alles atmete auf und sang mit. Der Bann war gebrochen.

Und dieser Mann, der sich bei diesem Spiel um Leben und Tod so in der Gewalt hatte, war verheiratet und hatte drei Kinder.

Als dann das Unwahrscheinliche geschah und wir die Stelle gefunden hatten, wo der Zimmermann ein Loch gelassen hatte, war der Steuermann der erste, der nach dem Auftauchen durch das geöffnete Luck auf den Turm stieg. Ich fand ihn oben, Front nach Gibraltar. Er schwenkte die Mütze hinüber zum englischen Vetter und sang nach der Melodie des „Räuscherlliedes" mit einer Stimme, die das Rauschen der Wellen übertönte: „Nun hätt'ste bald ein U-Boot g'habt! John Bullchen, watt seggste denn nu?" — —

So ähnlich hatte damals der Kommandant von dem Steuermann erzählt, der jetzt neben mir herging. Aufmerksam betrachtete ich ihn heimlich von der Seite und freute mich über das scharfgeschnittene Profil, die stahlblauen, nordischen Augen, über die beim Erzählen manchmal ein eigenartiges Leuchten huschte, über das energische Kinn und den Mund, dessen linker Winkel beim Lachen ein klein wenig heruntergezogen wurde.

Die Zeit war so schnell vergangen, daß ich erstaunt aufblickte, als in der Ferne der Zug auftauchte. „Nun müssen wir aufpassen, daß wir den ersten Wagen ergattern", meinte der Steuermann. „Gewöhnlich läßt man in den nur österreichische Offiziere einsteigen. Denn oft geht dem Zügle unterwegs wegen Kohlenmangel der Atem aus, und dann hängt man einfach die anderen Wagen ab und läßt sie auf der Strecke stehen. Den Insassen dieser Wagen bleibt dann nur die Hoffnung, vielleicht vom nächsten Zug, der in einigen Stunden kommt, mitgenommen zu werden. Einmal läßt man sich anführen, ein zweites Mal nicht". Als der Zug einfuhr, beeilten wir uns, an den ersten Wagen heranzukommen, an dessen Fenstern viele „Grüß-Gott-Kameraden" standen. Die scharfen Augen des Zugkondukteurs hatten aber bereits unsere Absicht erkannt. „Bitt' scheen, die Herren, rickwärts einsteigen!" rief er uns zu und wies dabei auf die hinteren Wagen.

Mein Begleiter, der bereits die Tür zum ersten Wagen geöffnet hatte, ließ sich aber nicht verblüffen. Harmlos rief er zurück: „Was seid Ihr doch für komische Leute, Ihr Österreicher! Bei uns in Deutschland steigt man immer vorwärts ein. Aber wenn's sein muß, alsdann steigen wir rückwärts ein!" Sprach's, drehte sich um und stieg rückwärts die Stufen hinauf in den Wagen. Alle, die den Vorgang beobachtet hatten, lachten natürlich aus vollem Halse. Der Herr Kondukteur aber zog kopfschüttelnd ab.

Isländischer Sonntag.

Von **A. Artur Kuhnert.**

Es ist Sonntag. Der Fjord liegt klar und ruhig wie ein silbernes Band in den dunkelbraunen Berghängen und dort, wo er endet, zwischen wenigen grünen Matten und Trockenfeldern, weiß von gespaltenen Fischen, drängen sich die wenigen Häuser des Hafenstädtchens um die Kirche. Unten am Ufer liegen Tausende von Fischköpfen und starren mit toten Augen aus dem klaren Wasser herauf, und ein saber, süßlicher Geruch nach Tran und verwesendem Fisch mischt sich mit dem Duft der Heide am Fjordende. Die Luft ist still und fast unheimlich klar. Die Fischer vom Kaufmannsladen sehen nahegerückt aus, als betrachte man sie durch ein Fernglas, und das Singen der kleinen Glocke vor der Kirche wird von den starren Felshängen zurückgeworfen und füllt das ganze Tal.

Langsam kommen die Leute zur Kirche. Zuerst sind es nur kleine, häßliche Männer, Isländer zwar; aber mit dem Blut der vielen fremden Fischer, die jährlich aus aller Herren Länder zum Fang kommen, in den Adern, dann sind es auch Frauen, große überraschend schöne Frauen, die mit ihren verhaltenen Bewegungen an die herben Gestalten der Gotik erinnern, und als die Glocke ausgeläutet hat, kommen vom Fjordtal her die Bauern auf kleinen, zottigen Pferden angeritten, heben ihre Frauen aus den belehnten Sätteln und helfen den Kindern absteigen. Eine Weile stehen alle in Gruppen vor der mit Ketten gegen den Sturm verankerten Kirche. Die Frauen tragen ihre alte Tracht, das kleine schwarze Tuch auf dem zu vielen dünnen Zöpfen geflochtenen Haar, die durch eine feinziselierte Silberröhre gesteckte Bommel am Kopftuch, das schwarze Mieder mit den großen Silberknöpfen über dem Hemd und die großblumige Schürze in ihren schweren, dunklen Farben auf dem Rock. Sie sind alle froh und haben viele Fragen an die Frauen und Männer der Hafenstadt, denn nur alle Viertel- oder Halbjahre kommen sie von ihren einsamen Gehöften weit im Innern des Landes zur Kirche. Viele von ihnen sind schon mitten in der Nacht aufge-

brochen und haben scharf reiten müssen, um rechtzeitig zu kommen, und viele haben sich schon lange vorher auf die Neuigkeiten gefreut, die sie beim Kirchgang erfahren werden und die vielleicht für den Rest des Jahres alles Denken und Erzählen ausfüllen müssen.

Der Gottesdienst selbst dauert nicht sehr lange. Die Frau des Pfarrers spielt auf dem Harmonium und der Pfarrer, ein Bauer wie die anderen alle, der auch sein Gehöft mit vielen Schafen und Pferden hat, spricht vor dem einfachen weißgedeckten Tisch mit dem Holzleuchter. Nachher stehen wieder alle um die kleine Wellblechkirche und erzählen von den Dingen ihres Alltags. Die Frauen von den Gehöften haben es nicht leicht. Im Winter müssen sie die Kinder unterrichten und auf die Prüfungen, die von Zeit zu Zeit ein Wanderlehrer abhält, vorbereiten, müssen spinnen und das Vieh füttern und sitzen monatelang in ihren aus Grassoden und Lavablöcken gebauten, halb in der Erde verborgenen Häusern, deren Fenster der Stürme wegen niemals geöffnet werden können und deren Kamine oft mit getrockneten Fischresten und Vogelbälgen geheizt werden müssen.

Der Sommer macht dann vieles leichter. Die Schafe werden gleich zur Schneeschmelze freigelassen und suchen sich ohne jegliche Aufsicht ihr Futter, oft bis zu 200 Kilometern vom Heimatgehöft entfernt, die Pferde weiden ebenso in den Bergen, und nur für die zwei oder drei Kühe ist noch zu sorgen. Dafür aber muß in langer mühsamer Arbeit das wenige Heu herangeholt werden, das einzige, was es auf der Insel außer der Heide und dem handhohen Birkengebüsch gibt, und die Vorräte an Brennstoff, Lebensmitteln, Wolle und Futter müssen wieder aufgefüllt werden. Feste sind nur die Tage des Kirchgangs und die wenigen, die Besuch bringen. Dann werden Lachsforellen gekocht, Hammel gebraten, frisches Fladenbrot gebacken und das Nationalgericht Skyr, eine Art ungesäuerten Quarkes, aus den Vorratskammern geholt und gastfreundlich aufgetischt. Besteht der Besuch aus Reisenden, die nur für einen Tag oder eine Nacht bleiben, so will es die Sitte, daß sich die Hausfrau nur sehr selten zeigt, am besten nur kurz bevor die Gäste weiterreiten. Dieses schwere, einsame Leben im Haus, der stetige Kampf mit Stürmen, Feuer und Vulkanen und Eis, haben die Frauen hart und stolz gemacht und geben ihnen so freie, schöne Bewegungen, daß man immer wieder zu ihnen hinsehen muß und sich an ihnen freuen. Hochaufgerichtet stehen sie beieinander, und wenn die Zeit zur Heimreise gekommen ist, bringen ihnen die Männer die Pferde, helfen ihnen die Kinder festzusetzen und heben sie dann selbst in ihre verzierten Sättel.

Durch mattgrüne Heide, zart wie ein altes Pastellbild, durch reißende, eiskalte Flüsse ohne Weg und Brücken, durch mächtige, wildzerklüftete Lavafelder, die mit ihren Türmen, Schluchten und verwitterten Blöcken wie gigantische Totenstädte aussehen, geht der lange Ritt nach Hause, und wenn man den Frauen auf ihren zähen, feinen Pferden nachsieht, wie sie sicher reitend in das Fjordtal einbiegen, dann fühlt man, daß sie Nachkommen norwegischer Häuptlinge sind, freier Goten, die dem rauhen Land Stück um Stück abringen, und Nachkommen der Skalden, die auszogen, an fremden Fürstenhöfen zu singen.

Der „Loachpudl".

Von Fritz Strauß.

Um es gleich vorneweg zu nehmen: den Loachpudl gibt es jetzt nicht mehr. Wo er hingekommen ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat er sich aus Groll über die aufgeklärte Menschheit von heutzutage, die an rein gar nichts mehr glaubt, vom Schauplatz seiner Tätigkeit zurückgezogen. Aber damals, als ich noch zu Oberalting in die Schule ging, hat er noch sein Unwesen in dem Schafflaich benannten Walde getrieben und der Simmerl von Güntering ist der Letzte gewesen, der ihn gesehen hat. Das weiß ich bestimmt.

Der Simmerl ist an diesem zwiefach denkwürdigen Tage hundert Jahre alt geworden und er hat es jedem erzählt, der ihm auf dem Weg vom Gasthaus zur Post nach dem Bräustübl begegnet ist. Mir auch — und ich erinnere mich so genau an ihn, als stünde er leibhaftig vor mir. Er hat eine lange, enge, unten zugebundene Hose angehabt, eine Weste mit zwei Reihen Silbertaler und einen kurzen Janker. Seinen Kopf zierte windschief ein großer Hut und in der Rechten hielt er einen ellenlangen, oben gegabelten Haselnußstecken.

„Fritzerl" hat er zu mir gesagt, „Fritzerl, heut bin i hundert Jahr alt worn. Und wem hab i dös zum Verdanga (verdanken)? — Am Herrn Dokta! Jawoi, ganz alloa am Herrn Dokta. Hundert Jahr! Hun—dert Jahr!" wiederholte er immer wieder und schüttelte dabei sein Haupt. Er konnte es selbst kaum fassen.

Dann ging er fort und stimmte ein Lied an und schwenkte seinen Haselnuß-Stecken und war kreuzschnackerlfidel. Mit einem Wort: er hat einen Mordstrummrausch gehabt, der Simmerl, an seinem hundertsten Geburtstag, den er in Wirklichkeit leider nicht mehr erleben sollte. Hingegen hat er noch manchen Rausch erlebt, aber keinen mehr, der ihm so schnell und so gründlich vergangen ist, wie dieser eine.

Kurz nach 11 Uhr hat er sich vom Bräustübl aus auf den Weg gemacht, ist durch die Kastanienallee entlang des Sees gepilgert und ohne Zwischenfall wohlbehalten im Schafflaich gelandet. Dort war es kuhdunkel, man sah buchstäblich die Hand vorm Auge nicht mehr. Der Simmerl persönlich konnte das allerdings nicht ausprobieren, weil er keine Hand frei hatte. Die eine brauchte er zur Führung eines Wanderstabes, die andere zur Unterstützung eines häufig gefährdeten Gleichgewichtes. Hundertjährige Leute sind nicht mehr so fest auf den Beinen. — Glockenschlag 12 Uhr betrat er die Lichtung im letzten Drittel des Waldes. Ungeachtet der kühlen Herbstnacht war es ihm heiß geworden bei dem scharfen Aufpassen auf die Richtung, er blieb stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Zerfetzte Wolken wallten über den Himmel hin, verschleierten den Mond, der still und einsam durch blaugrüne, starre Tannenwipfel schaute und dämpften seinen Schein zu einem fahlen Dämmergrau. Auf der sumpfigen Wiese braute der Nebel in langen Streifen und leuchtete gespenstisch. Dreimal so groß wie am Tage mutete einem die Lichtung an, gar nicht zu reden von den kleinen Büschen, die plötzlich ins Riesenhafte gewachsen zu sein schienen. Der Simmerl war ein beherzter Mann, aber angesichts der geisterhaft unheimlichen Stille in diesem verrufenen Wald wurde es ihm verflixt schwummerig. Nix, wie raus! dachte er im stillen und rüstete sich zu beschleunigtem Weitermarsch. Da rumpelt' etwas fürchterlich im Holz. Äste krachten laut wie Kanonenschüsse. Ein grausiges Geheul ließ dem Simmerl die Haare zu Berge stehen. Er konnte gerade noch drei Kreuze schlagen „und alle guten Geister loben den Herrn!" schreien, dann stürzte auch schon das Höllenungeheuer von einem Loachpudl mit Augen wie Feuerräder und einem feuerigen Rachen zwischen den Baumstämmen hervor. Den Simmerl aber schmiß der Schreck rücklings um, daß es ihn nur so hinhaute auf seinen Hosenboden. Mäuserlstad blieb er sitzen, getraute sich kaum noch zu schnaufen und wartete — wartete. Erst als der Mond verschwunden war und ihn gnädig die Finsternis verhüllte, wagte er es, aufzustehen und tastete mit seinem langen Stecken die Straße ab. Das heißt, er wollte es, tatsächlich fand er die Straße nicht. „Teifi, Teifi", brummte er, drehte sich behutsam im Kreise und suchte weiter. Mit dem gleichen Mißerfolg. Nirgends auch nur die Spur von einer Straße. Nun ging er in die Kniebeuge, hockte sich hin, wie ein Frosch, aber auch das half nichts. Er stocherte nach wie vor ins Leere, machte sich nach links und rechts wenden, nach hinten und vorne, sein ellenlanger Stock versank ins Bodenlose. Da wußte der Simmerl Bescheid und zum zweiten Male in dieser Nacht sträubten sich ihm die Haare. Der Loachpudl hatte ihn gebannt. Aus Rache, weil er ihm sonst nichts anhaben konnte, von wegen der drei Kreuze und der guten Geister, die er beschworen. Gottergeben und unendlich vorsichtig, um ja nicht in den Abgrund zu fallen, der rund um die Bannstelle herum gähnte, setzte sich der Simmerl wieder auf die Straße, schwitzte und klapperte abwechselnd vor Kälte mit den Zähnen und betete dazu einen Rosenkranz. Schließlich schlief er ein.

So fand ihn am nächsten Morgen der Forstgehilfe Gruber auf seinem Reviergang. Er wunderte sich indes durchaus nicht über diesen Fall, pfiff im Gegenteil verständnisinnig durch die Zähne und rief kräftig: „Guat Morgen Simmerl! A scho unterwegs?"

Mit einem Ruck fuhr der Simmerl hoch: „Jessas, da Gruaba! Good sei Dank, daßt da biſt." Und er berichtete haarklein sein grausiges Abenteuer. Der Gruber dachte eine Weile darüber nach und meinte dann: „A Rehbock kunnts net gwesn sei oder a Dachs?"

„Geh, laß mi do aus mit deim saudumma Rehbock — bal eahm z'Feuer grad a so ausm Mäu rausgfahrn is!"

„Saxndi no amol" sagte drauf der Gruber und kratzte sich hinterm Ohr, „Dann is ers gewsn, da Loachpudl."

„Pfeigrad a no is ers gwesn" wiederholte der Simmerl und kam nocheinmal eingehend auf seine Bannung zu sprechen. „Ja, dös gibts, daß oaner baunt werd" bestätigte der Gruber.

Nur über den Abgrund gingen ihre Ansichten auseinander. „Ko sei, daß i mir irr, aba mei Meinung is dös: an demselbigen Abgrund is net da Loachpudl schuld, Simmerl, sondern dei Stecka, indem daß der nämlich unta da Gabl obbrocha is"

Dabei zeigte der Gruber auf das kurze Stück Holz, das der Simmerl immer noch krampfhaft in der Faust hielt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.